

NIDDENER TRACHTEN.



EINER SCHÖNER

RN-K-16



ALS DIE ANDERE

RN-K-18



1. Dorf Purwien auf der Kurischen Nehrung



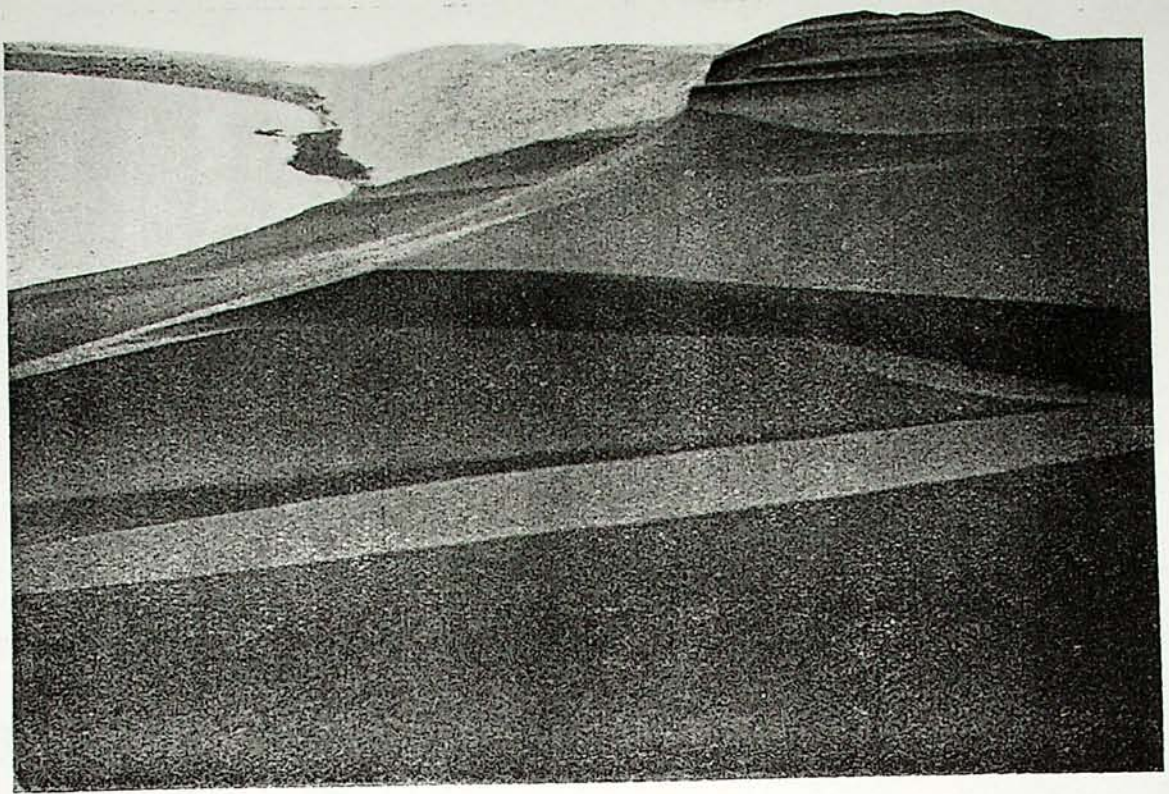




„Varnas rauna“. Varnų medžioklė rudenį.



Kopų sargyboj.

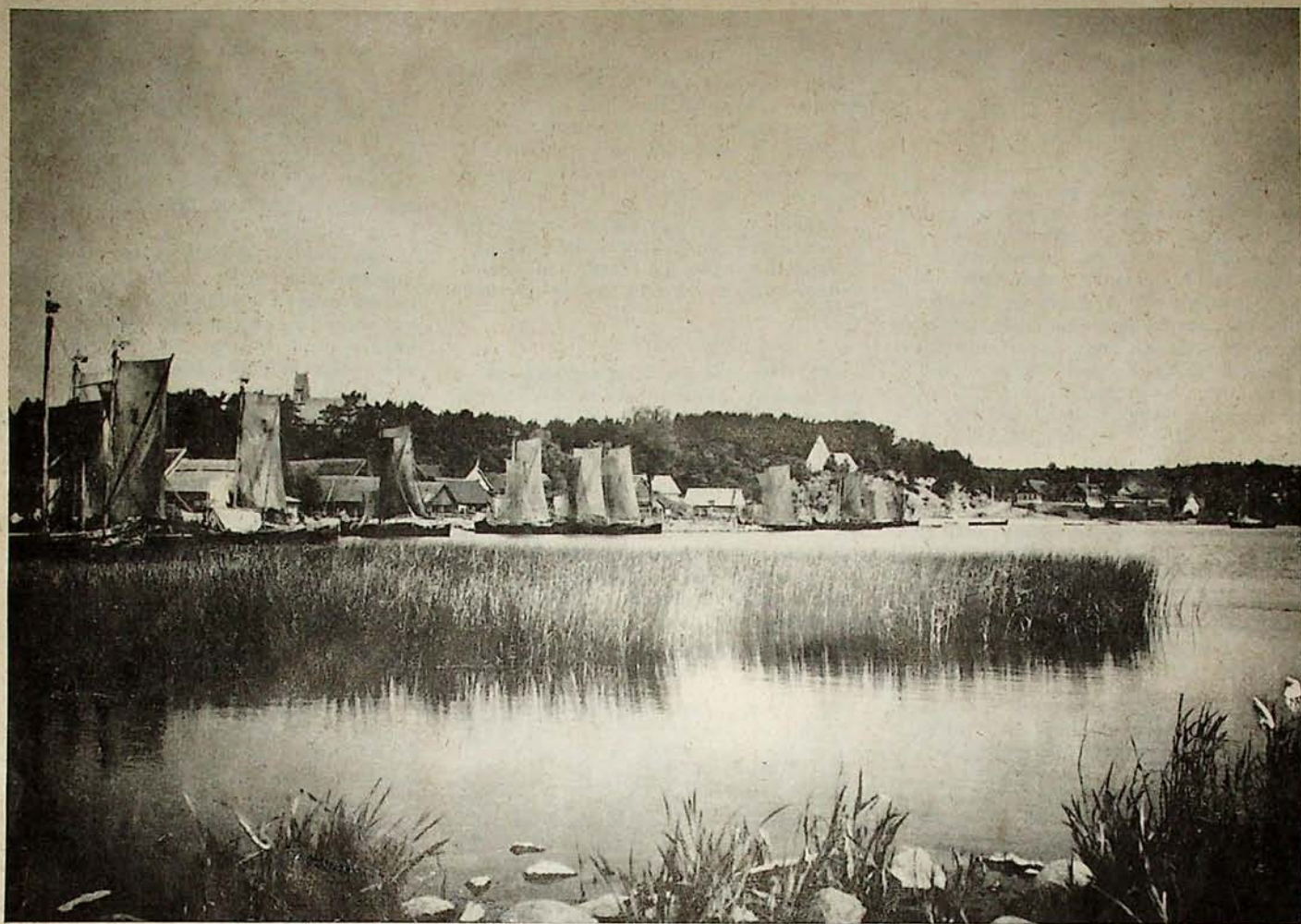


Kopos prie Nidos.



Jūra prie Nidos.



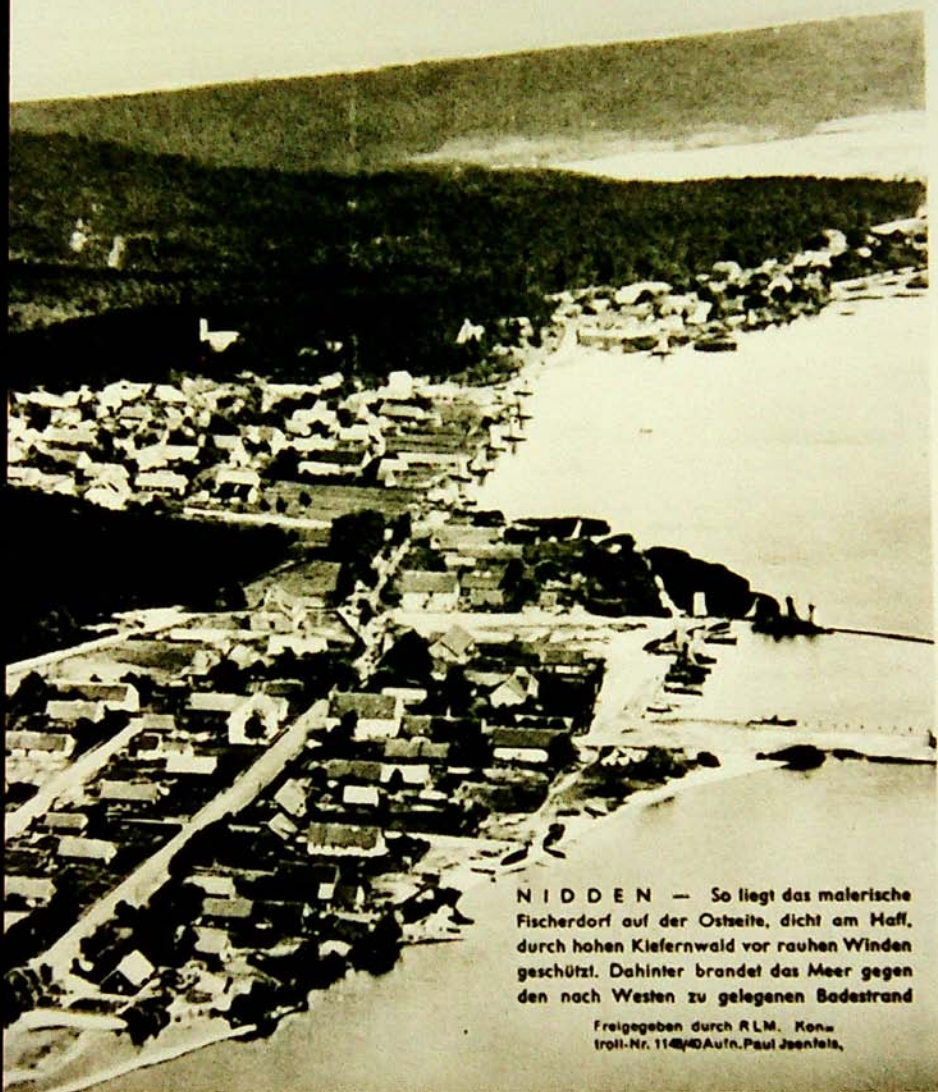




Frühling auf der Kurischen Nehrung Wenn das Haff vom Eise befreit wird, wenn die Bäume am Haff das erste frische Grün zeigen, wenn die Niddener Fischerkähne zur ersten Ausfahrt bereit sind, dann ist der Frühling auf der Kurischen Nehrung eingeekehrt.

Aufn.: S. Teske





N I D D E N — So liegt das malerische Fischerdorf auf der Ostseite, dicht am Haff, durch hohen Kiefernwald vor rauhen Winden geschützt. Dahinter brandet das Meer gegen den nach Westen zu gelegenen Badestrand

Freigegeben durch R.L.M. Kontroll-Nr. 114/40 Autn. Paul Joentels,







49. Malerischer Winkel in Nidden.





Die Kurische Mehrung bei Schwarzort

Nidden

gezeichnet und entworfen von:

Kapitän Ernst Otto Tiedtke

2. Zeit Fachmeister in Nidden

gewidmet der

Gemeinde-Badeverwaltung

1929

Hilfsmittel zur Festlegung wichtiger Punkte

Deutsche Seekarte

- 09 Schützenw.
- 10 Finkenw.
- 11 Junglerw.
- 12 Bohrberg
- 13 Leuchtturm
- 14 Kretschmerw.
- 15 Georginweg
- 16 Paradedemberg
- 17 Tal des Schwizens
- 18 Ehemal. Franzosenlager
- 19 Radrinshaken
- 20 Postkirchhof

- 1 Herrenbad
- 2 Damenbad
- 3 Erfrischungshalle
- 4 Holzfahrbahn
- 5 Fuchsweg
- 6 Schlangenweg
- 7 Feuerschlucht
- 8 Hexenkessel
- 9 Purwinerweg
- 10 Skandinavienweg
- 11 Badeweg
- 12 Rettungsanstalt, Übungsmast
- 13 Milchweg
- 14 Denkmal gefallener Krieger
- 15 Trachtenmuseum
- 16 Kirchhof
- 17 Kirche
- 18 Verlobungsweg
- 19 Gehöft des Dünenaufsehers
- 20 Küvert-Kirchhof
- 21 Sportplatz
- 22 Schule
- 23 Dorfstraße
- 24 Elektrizitätswerk
- 37 Gehöft der Leuchtturmwärter
- 38 Zellabfertigungsstelle und Warteplatz
- 39 Hafen
- 40 Liebeshügel
- 41 Johann Froese-Blat
- 42 Edith's Hügel
- 43 Post
- 44 Erna's Platz
- 45 Vergilmeinnicht
- 46 Friedel, Heidenhöf
- 47 Ortsruhe
- 48 Germaniahain
- 49 Lauscherbank
- 50 Italienblick
- 51 Schwiegermutterberg
- 52 Rumpfensteig
- 53 Radikeblick
- 54 Niddener Seeweg
- 55 Fischerweg
- 56 Poststraße
- 57 Emmchenweg

Ostsee

S a f f

99 km



92-10-9-34

Unterführungsbau für Flugzeugfabrik
des Benne Menel in Urdde

Nr. 6-25.6.1941

Nach dem Marsch kann
beginnen

Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. Monatlicher Bezugspreis durch die Post 1.— DM zuzüglich 6 Dpf. Zustellgebühr. Zu beziehen durch alle Postanstalten. Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Verlagssort: Oldenburg (Oldb).



Anzeigen die mm-Spaltzelle 25 Dpf. Familien- und Suchanzeigen 20 Dpf. Rabatt nach Anzeigenpreisliste. Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag: F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag, Oldenburg, Cloppenburger Straße 105.

109. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 5. August 1958

Nummer 15



NIDDEN

*Nidden, du Nehrungsdörfchen,
Traum zwischen Haff und See,
Immer uns unvergessen,
Immer in Traumesnähe.*

*Blauer Himmel, rotbraun
Segel am Nehrungsstrand.
Nidden, du Fischerdörfchen,
Träumend am Dünenrand.*

*Wandernde Elche lauschen,
Lockende Einsamkeit —
Tanzend die Füße schreiten;
Frei wird das Herz und weit.*

*Refrain: Der Sommer in Nidden,
Das Märchen vom Glück,
Die Liebe, die Sehnsucht
Ruft uns, ruft uns zurück.*

E. ENNULAT

Landsmann, was mußt du tun?

Wichtig für die Angehörigen von noch im Memelland Verbliebenen

Für die Genehmigung der Ausreise aus dem Memelland verlangen die dortigen Behörden den Nachweis des dauernden Aufenthaltes im Memelland in der Zeit von 1939—1941.

Nachträglich von Behörden einschließlich Standesämtern usw. in der Bundesrepublik ausgestellte Bescheinigungen und Urkunden sowie Bescheinigungen von Zeugen werden zur Zeit nicht anerkannt. Diese an sich unbegreifliche Maßnahme wird verständlich, wenn man erfährt, daß zahlreiche Litauer mit allen Mitteln, gefälschten Papieren und gekauften Zeugen, versuchen, ebenfalls die Ausreise nach Deutschland zu erreichen. Um das zu unterbinden, wird die Überprüfung und Anerkennung der Ausreiseanträge seitens der russischen Behörden außerordentlich kompliziert und erschwert. Wer nicht in den von der deutschen Botschaft und vom DRK aufgestellten Listen erfaßt ist, hat kaum Aussicht auf Anerkennung.

In manchen Fällen genügen dagegen auf den Namen des Antragstellers ausgestellte Sparkassenbücher mit Einzahlungsvermerken aus der Zeit zwischen 1939 und 1941, um die Anerkennung und damit die Ausreiseerlaubnis zu bekommen. So könnten sogar Versicherungspolice, Schulzeugnisse, Grundbucheinträge usw. wichtiger und nützlicher sein als alle nachträglich ausgestellten Urkunden.

Eine am 3. Juli im Bundesgebiet eingetroffene Familie erhielt z. B. die Ausreiseerlaubnis allein auf Grund der

Vorlage eines memelländischen Sparkassenbuches.

Bei Übersendung solcher Unterlagen ins Memelgebiet ist unbedingt erforderlich, die Originale zu schicken, da beglaubigte Abschriften ebenfalls nicht anerkannt werden. Abschriften sind zu behalten, denn diese Urkunden werden von den dortigen Behörden einbehalten.

Durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse haben die meisten der Zurückgebliebenen und Verschleppten ihre gesamten Papiere und Unterlagen verloren. Es liegt also an den Angehörigen in Deutschland, jede noch vorhandene Urkunde usw. durchzusehen und zu prüfen, ob sie vielleicht geeignet ist, den geforderten Nachweis des Aufenthaltes im Memelland für die noch Zurückgehaltenen zu erbringen.

Leider muß auch festgestellt werden, daß die Russen sich keineswegs beeilen, ihre Versprechungen auf Freigabe aller Memelländer zu erfüllen. Tausende warten verzweifelt auf die Ausreiseerlaubnis und werden wieder und wieder von den örtlichen Dienststellen abgewiesen. Fahrten nach Wilna und Moskau sind fast immer unvermeidlich, natürlich auf eigene Kosten. Besonders für alte Leute ist das alles sehr schwer und oft auch unmöglich. Nächtelang stellen sich die Leute vor den Dienststellen, die oft weit entfernt liegen, an, um rechtzeitig dran zu kom-

men und nicht die Arbeit zu versäumen. Und immer wieder kehren sie erfolglos und entmutigt zurück.

Wir müssen helfen, wo wir nur können!

Reisekosten für Aussiedler

Die Deutsche Botschaft in Moskau hat allen jenen Deutschen, die sich bei ihr Rat wegen einer Aussiedlung in die Bundesrepublik eingeholt haben, Rundbriefe zugehen lassen, in denen darauf aufmerksam gemacht wird, daß die Botschaft in der Lage ist, für die Finanzierung der Reisekosten Zuschüsse zu leisten bzw. diese ganz zu übernehmen, wenn der Aussiedler selbst dazu nicht in der Lage ist. Dieser Hinweis auf die an und für sich schon längere Zeit gebotene Möglichkeit schien notwendig, da fast alle in der Bundesrepublik eintreffenden Deutschen erklärten, sie hätten, um die Kosten für die Reise aufbringen zu können, ihr ganzes Hab und Gut verkaufen müssen.

Passage into town

Der Memeler Hafen wurde von den Russen schon bald nach dem Einmarsch hermetisch abgeschlossen. Ein hoher Zaun entstand, und nur wenige, scharf bewachte Zugänge wurden gebaut. Die früher üblichen Hafenspaziergänge der Memeler, die so überaus beliebt waren, sind damit unmöglich geworden.

Matrosen ausländischer Schiffe, die sich die Stadt ansehen wollen, erhalten von der Hafenzollpolizei Passierscheine, die sie beim Verlassen und Wiederbetreten des Hafengebietes vorzeigen müssen. An den Hafentoren sind jetzt englische Hinweisschilder „Passage into town“ (Ausgang in die Stadt) angebracht worden. t—

Wir begrüßen in der Freiheit

Willi Gerwins und seine Ehefrau Charlotte geb. Trinkert trafen am 13. 7. 1958 aus Prökuls kommend in West-Berlin ein und wurden inzwischen nach Friedland ausgeflogen.

Fräulein Anna Pieper und Johanna Trinkert trafen am 30. 6. 1958 aus Coadjuthen kommend in Ost-Berlin ein und haben bei Verwandten in Milow a.H. bei Rathenow Unterkunft gefunden.

Frau Maria Grobst, verw. Warstat, geb. Klimkeit aus Birkenhain, Kr. Memel, deren Tochter Erna Kempas und die Enkelkinder Gert und Karin Kempas, alle zuletzt wohnhaft in Prökuls. Am 29. 6. 1958 traf Frau Kempas mit ihren Kindern und ihrer Mutter im Lager Friedland ein und wohnt jetzt mit denselben bei ihrem Mann Hellmut Kempas, in Mülheim/Ruhr, Bertholdstr. 7.

Ernst Salmon und Frau Anny, geb. Kibelka und deren Kinder Edith und Gerhard, die am 27. 6. 1958 aus Wilkieten, Kr. Memel ausreisen konnten und sich jetzt im Lager Wentorf bei Hamburg, Berliner Landstr. 12, Bl. 8/58 befinden.

Frau Lina Flachsenberger, geb. Peterson, die aus Szabern-Wittko, Kr. Memel, ausreisen konnte und jetzt im Lager Wentorf bei Hamburg, Berliner Landstr. 12, Haus Cäsar, wohnt.

Familie Karl Laucening, die am 15. 7. 1958 aus Memel ausreisen konnte und jetzt bei ihren Angehörigen in der Sowjetzone wohnt.



Sängerfest — litauisch

Auf dem Gelände des Memeler Sportplatzes am Plantagenfort fand kürzlich ein litauisches Sängerfest mit zweitausend Teilnehmern statt. Die Jugend sang kommunistische Marschlieder der Jungen Pioniere. Auch Volkslieder wie „Du mein Mütterlein“ wurden von Frauenchören gesungen. 200 Tänzer und Tänzerinnen zeigten litauische Volkstänze, die in Volkstrachten aufgeführt wurden. Als Gäste und Teilnehmer waren Letten aus Libau erschienen, die Lieder ihrer Heimat sangen und lettische Volkstänze zeigten.

Das diesjährige Memeler Sängerfest war nicht so gut besucht wie die vorhergehenden. Die Veranstalter geben den Leitern verschiedener Memeler Werke die Schuld, die Gesang und Tanz in ihren Betrieben vernachlässigen und weder ihre Arbeiter zum Sängerfest abordnen, noch selber als Gäste erscheinen. Rügen mußten die Vorsteher des Memeler Bahnhofes und der Zellulosefabrik einstecken, die bezahlte Kulturobmannen besitzen und trotzdem keinen Chor auf die Beine stellen. Gelobt wurde dagegen die sangesfreudige Schiffswerft.

Unser Bild zeigt das vorjährige Sängerfest auf dem Neuen Sportplatz.

Steppert, Gebirge 25

Memeler Dampfboot

W Die Heimatzeitung aller Memelländer

1 V 4694 D

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. -
Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 4,80
DM. - Zu beziehen durch alle Postanstalten. -
Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt
nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt ein-
gesandte Manuskripte wird keine Verantwortung
übernommen. - Verlagsort: Oldenburg (Oldb).

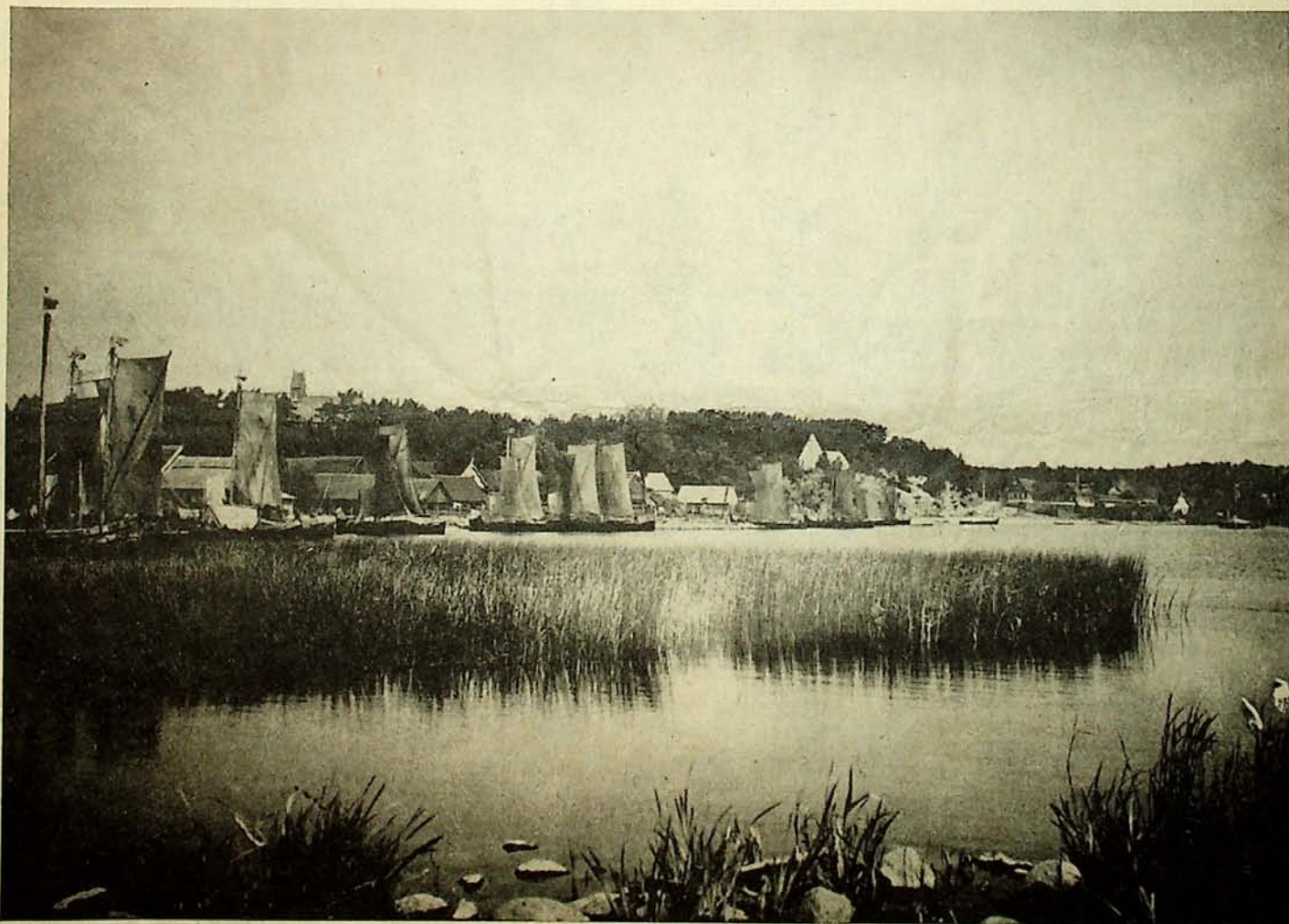


Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzelle 50 Pf.,
Familienanzeigen 40 Pf., Suchanzeigen 20 Pf. -
Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für
die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht über-
nommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort:
Oldenburg. Verlag F. W. Siebert, Zeitungs- u.
Buchverlag, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

119. Jahrgang

Oldenburg (Oldb) 5. Juli 1967

Nummer 13



Sommer in Nidden

Ich sinne und ich träume
und denke ewig dein!
Ach, könnte ich noch einmal
bei dir, o Heimat, sein.

Wie rauschten mir die Wälder!
Der Kuckuck lacht' mir zu.
Wir schritten durch die Felder
hinab zur Waldesruh.

Es klangen Lautenlieder
den Mingelfluß entlang.
Das Echo hallte wider
den fröhlichen Gesang.

Ich schlug einst selbst die Saiten
in frohem Kreis im Tal.
Heut' Träume mich begleiten:
Es war, es war einmal...

Ihr Blumen auf den Matten
lockt: „Komm, du lieber Gast!“
Im kühlen Waldesschatten
winkt mir so mancher Ast.

Du schöner Wald! Die Bäume
sah ich vom Fenster aus.
Dein denk ich, und ich träume
nur immer von zu Haus!

Du Memelland, o Heimat,
wie warst du doch so schön!
Drum möchte ich noch einmal
dich gerne wiederseh'n.

Anna Juraschka-Sakuten

Finanzministerium blockiert Zwischenlösung

Es geht um die memelländischen Rubelguthaben

Ein Bericht des Aussiedler-Sonderdienstes des „Memeler Dampfboots“

Wenn ein Memelländer von den Russen die Ausreiseerlaubnis erhält und in die Bundesrepublik fahren darf, erlauben ihm diese nicht, sein Geld mitzunehmen. Wenn die Memelländer auch keine Reichtümer erspart haben, so besitzen doch viele einen kleinen Notgroschen. Weiter ergab der Erlös des vor der Ausreise veräußerten Hausrats für manchen eine schöne Geldsumme. Dieses Geld mußten die Memelländer der deutschen Botschaft in Moskau zu treuen Händen übergeben – in der Hoffnung, es in der Bundesrepublik in Deutscher Mark zurückzuerhalten. Die Botschaft zahlte die memelländischen Rubelbeträge auf ein Sonderkonto der sowjetischen Staatsbank ein, damit sie an der Währungsumstellung teil haben konnten. Dieses Konto wurde von den Russen gesperrt – vollkommen widerrechtlich, da es sich in jedem Fall um Notgroschen armer Leute handelt, die dieses Geld für einen Neuanfang in der Bundesrepublik dringend brauchen könnten.

Nachdem die seit Jahren laufenden Bemühungen des Auswärtigen Amtes und der Botschaft in Moskau um eine Freigabe des von der sowjetischen Regierung gesperrten Sonderkontos ergebnislos blieben, wurde im vorigen Jahr die gesamte Angelegenheit dem Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte übertragen, der nach einem Weg suchen sollte, den Geschädigten bis zur Freigabe der Sperrbeträge weiterzuhelfen. Der Vertriebenenminister dachte dabei an eine Zwischenlösung, bei der den Guthabeneinhabern zinslose Darlehen gewährt worden wären.

Wie wir nun aus Bonn erfahren, fürchtet der Finanzminister, daß eine solche Billigkeitsleistung des Bundes seitens der Ostblockstaaten zu weiteren Willkürmaßnahmen gegenüber ausreisewilligen Deutschen führen könne, wenn bekannt werde, daß den Geschädigten die entstehenden Verluste in der Bundesrepublik ersetzt werden.

Erwägungen, den betroffenen Aussiedlern etwa im Rahmen des Lastenausgleichsgesetzes oder des Reparationsschädengesetzes zu halten, mußten nach Auskunft aus Bonn gleichfalls fallengelassen werden. Die aus devisenrechtlichen Gründen erfolgte Sperrung der Rubelkonten könne nicht als Schaden im Sinne der vorgenannten Gesetze anerkannt werden. Auch Überlegungen des Vertriebenenministeriums, eine Zwischenlösung im Rahmen anderer bereits bestehender Gesetze (Allgemeines Kriegsfolgegesetz, Kriegsgefangenenentschädigungsgesetz, Häftlingshilfegesetz) zu finden, seien bisher negativ geblieben. Diese Gesetze böten den Aussiedlern keine Entschädigungsmöglichkeiten, die als Ausgleich für die ihrer Verfügungsberechtigung entzogenen Rubelguthaben dienen könnten.

Die Aussichten sind im Augenblick nicht rosig. Der Vertriebenenminister bemüht sich zwar weiterhin um eine akzeptable Zwischenlösung, kann es jedoch noch nicht übersehen, ob er bei der außerordentlich schwierigen Rechtslage eine solche finden wird.

Zugleich prüft die Moskauer Botschaft gegenwärtig erneut, inwieweit bei der sowjetischen Regierung die Bereitschaft zu einer Vereinbarung in der strittigen Transferfrage besteht.

MD. Wir sind der Meinung, daß unsere Spätaussiedler ein Recht auf ihr Geld haben. Den Russen muß es einmal klar gemacht werden, daß sie nicht die Kapitalisten, sondern gerade die ärmsten Kinder des deutschen Volkes schädigen. Die Bundesrepublik sollte unbeirrbar darauf beharren, daß das Recht der Spätaussiedler auf ihr Eigentum nicht mit Füßen getreten werden darf. Daher begrüßen wir es, daß die Moskauer Botschaft ihre Bemühungen fortsetzt, mit den Russen zu einer Regelung in dieser Frage zu kommen.



Das Plickener Postamt

Unseren Plickener Lesern wird dieses Bild sehr vertraut sein. Es zeigt das Postamt ihres Ortes. In dem auch heute noch gut erhaltenen Gebäude ist jetzt eine sowjetische Mittelschule untergebracht.

Ob diese Regelung noch in weiter Ferne liegt oder dicht vor der Tür steht – auf keinen Fall sollte sie auf dem Rücken der Schwachen ausgetragen werden. Die Spätaussiedler brauchen ihr Geld heute und nicht in einer ungewissen Zukunft. Sie leiden heute Not. Sie wollen heute festen Boden unter den Füßen spüren. Sie brauchen eine Wohnung, Möbel, ein Stückchen eigenes Land. Dazu müssen sie in die Lage versetzt werden, auch ihre vorhandenen eigenen Mittel, die nur augenblicklich nicht realisierbar sind, einzusetzen.

An dem Woher und Wie darf diese Frage nicht scheitern. Die Aussiedler wollen das Geld nicht auf die hohe Kante legen. Sie wollen es, sobald sie es erhalten haben, der deutschen Wirtschaft zuführen. Das sollte auch das Finanzministerium bedenken.

Wir teilen die Befürchtungen des Finanzministers nicht, daß eine Zwischenfinanzierung zu weiteren Willkürmaßnahmen gegenüber ausreisewilligen Deutschen führen kann. Es ist nicht nur ein gutes Recht, sondern auch eine Pflicht der Bundesrepublik, den Spätaussiedlern aus dem Ostblock entgegenzukommen. Kein Deutscher hat bisher Ausreiseschwierigkeiten deshalb gehabt, weil er hier z. B. Mittel aus dem Lastenausgleich erhält. Aber auch der Lastenausgleich ersetzt Verluste, die der Geschädigte in den von den Sowjets besetzten Gebieten hatte.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Es wäre uns am liebsten, wenn der ganze Komplex ohne großes Aufheben unbürokratisch geregelt werden könnte. Je schneller und stiller die Angelegenheit geregelt wird, umso weniger könnten negative Begleiterscheinungen auftreten. Die Höhe der Rubelbeträge ist bekannt, die Liste der Gläubiger ebenfalls. Was sollte noch im Wege stehen, den Spätaussiedlern den Gegenwert im Zuge der konjunkturbelebenden Maßnahmen vorzustrecken, um ihn dann bei Gelegenheit mit Moskau so oder so zu verrechnen?

Rehs: Ich freue mich . . .

Oberregierungs- und Schulrat a. D. Richard Meyer hatte an den Vorsitzenden des Rates der Ostdeutschen Landesvertretungen, Dr. Jahn MdB, einen Brief gerichtet, in dem er das Fehlen des Memellandes auf einer Deutschlandkarte, die während des Kongresses in der Bonner Beethovenhalle gezeigt worden war, beanstandet hatte. Das MD hatte darüber auf Seite 142/67 berichtet.

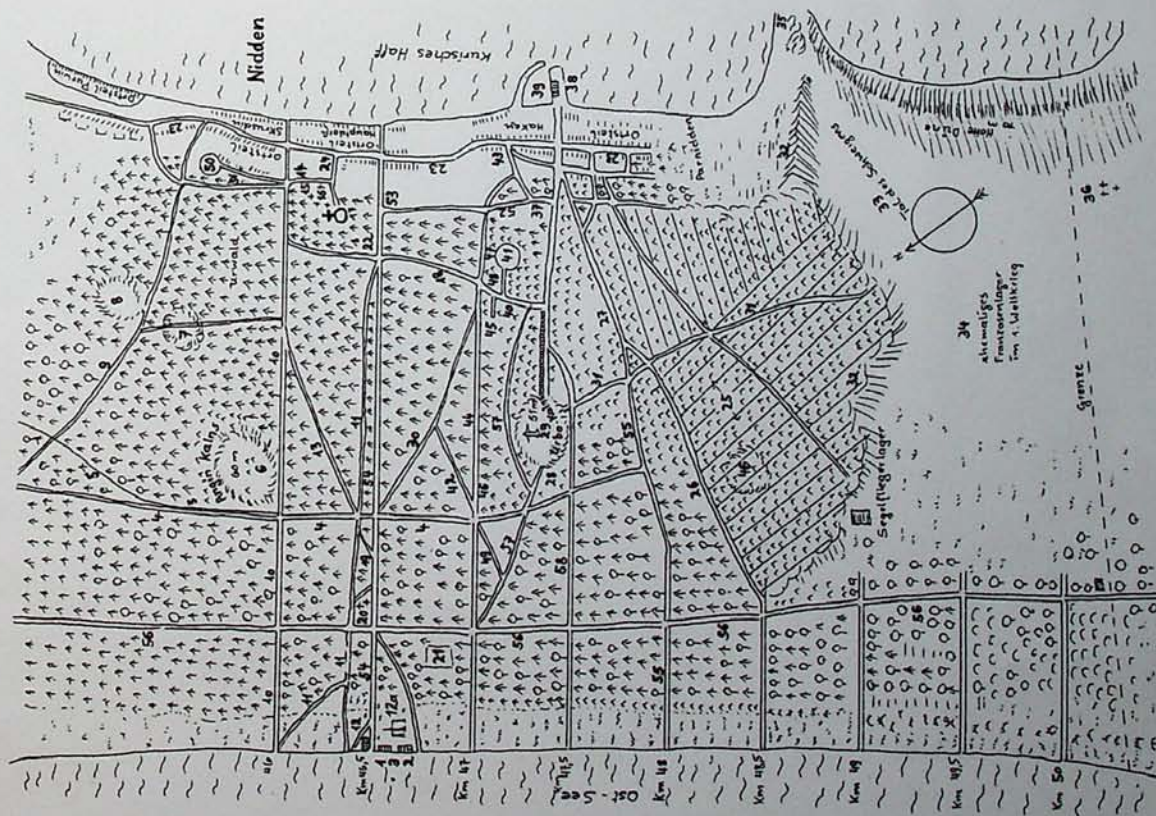
Nunmehr hat auch der Präsident des Bundes der Vertriebenen und Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Rehs MdB, zu dieser Karte Stellung genommen. In einem Schreiben an Richard Meyer betont er, daß er mit diesem Schreiben an Dr. Jahn übereinstimme. Er freue sich, daß Meyer in dieser Weise sachlich und deutlich sofort reagiert habe. Auf der nächsten Sitzung des Ständigen Rates der ostdeutschen Landesvertretungen werde Rehs Meyers Schreiben zum Anlaß nehmen, auf die Frage der Einbeziehung des Memellandes in Kartendarstellungen ausdrücklich einzugehen.

Sowjetdenkmal auf der Nehrung

Zur Ausschmückung Memels bestehen weitere Pläne. An der Simon-Dach-Straße soll ein Park angelegt werden. Auf der Nehrung sind die Arbeiten zur Errichtung eines Gedenksteines für die gefallenen Sowjetkrieger in Angriff genommen worden. Im Zentrum der Stadt, auf dem rechten Dangeufer, soll ein eindrucksvolles Bildwerk eines Fischers als Symbol Memels errichtet werden.

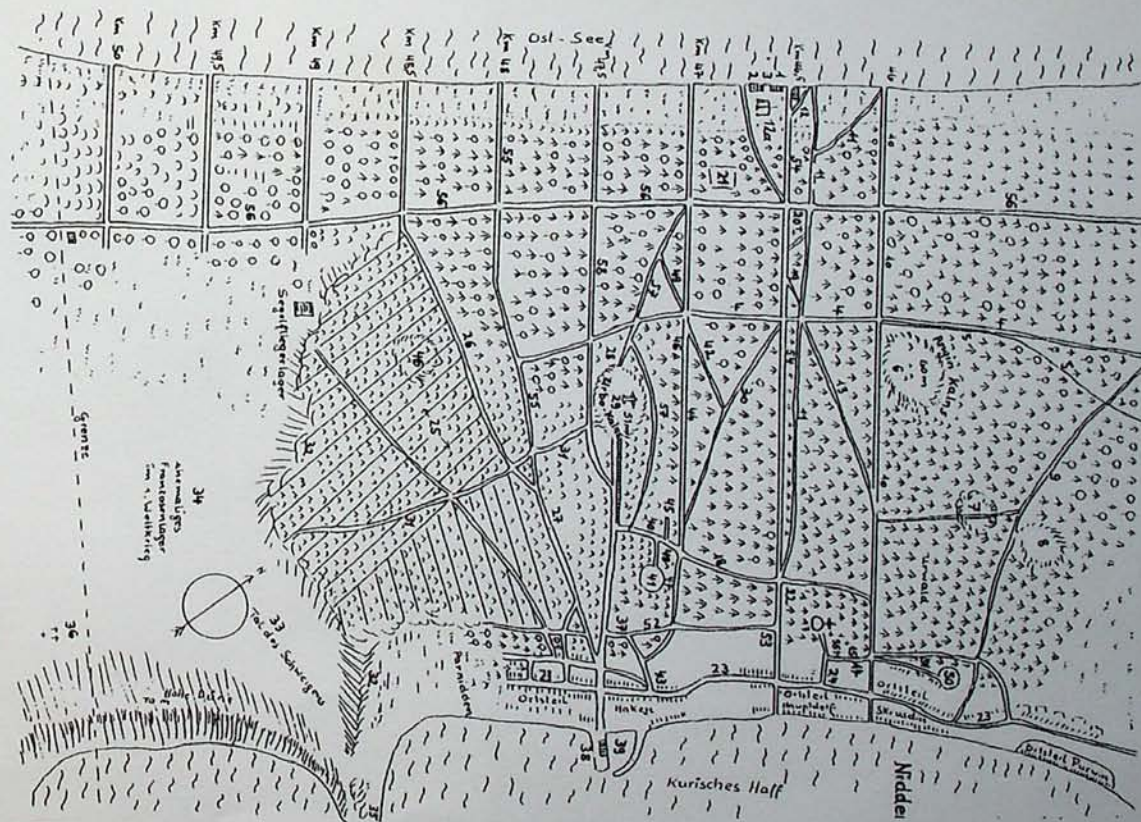
PLAN VON NIDDEN

- | | |
|--------------------------------|--|
| 1. Herrenbad | 30. Gretchenweg |
| 2. Damenbad | 31. Georgenstieg |
| 3. Erfrischungshalle | 32. Parnidnerberg |
| 4. Holzabfuhrweg | 33. Tal des Schweigens |
| 5. Fuchsweg | 34. ehem. Franzosenlager
(aus dem I. Weltkrieg) |
| 6. Schlangenberg (Angin Kalns) | 35. Radzinhaken |
| 7. Feuerschlucht | 36. Pestfriedhof |
| 8. Hexenkessel (Iepes lenķe) | 37. Gehöft des Leuchtturmwärters |
| 9. Purwinerweg | 38. Zollabfertigungshalle |
| 10. Skrusdinerweg | 39. Hafen |
| 11. Badeweg | 40. Liebeshügel |
| 12. Rettungsanstalt | 41. Johann Foese Blick |
| 12a. Übungsmast | 42. Ediths Hügel |
| 13. Milchweg | 43. Post |
| 14. Denkmal | 44. Ernas Pfad |
| 15. Trachtenmuseum | 45. Vergißmeinnichtweg |
| 16. Friedhof | 46. Friedel Helenenhöhe |
| 17. Kirche | 47. Ortelsruh |
| 18. Verlobungsweg | 48. Germania Hain |
| 19. Gehöft des Dünenmeisters | 49. Lauscherbank |
| 20. Grabstätte von Kuwert | 50. Italienblick |
| 21. Sportplatz | 51. Schwiagemutterberg |
| 22. Schule | 52. Rumchensteig |
| 23. Dorfstraße | 53. Radtkeblick |
| 24. Elektrizitätswerk | 54. Niddener Seeweg |
| 25. Schneisen | 55. Fischerweg |
| 26. Pillkoppener Zollstraße | 56. Poststraße |
| 27. Jungferweg | 57. Emmchensgang |
| 28. Bohrberg | 58. Bretterbahn |
| 29. Leuchtturm | |



PLAN VON NIDDEN

- | | |
|--------------------------------|--|
| 1. Herrenbad | 30. Gretchenweg |
| 2. Damenbad | 31. Georgensteg |
| 3. Erfrischungshalle | 32. Parnidnerberg |
| 4. Holzabfuhrweg | 33. Tal des Schweigens |
| 5. Fuchsweg | 34. ehem. Franzosenlager
(aus dem I. Weltkrieg) |
| 6. Schlangenberg (Angin Kalns) | 35. Radzinhaken |
| 7. Feuerschlucht | 36. Pestfriedhof |
| 8. Hexenkessel (Iepes Ienke) | 37. Gehöft des Leuchtturmwärters |
| 9. Purwinerweg | 38. Zollabfertigungshalle |
| 10. Skrusdinerweg | 39. Hafen |
| 11. Badeweg | 40. Liebehügel |
| 12. Rettungsanstalt | 41. Johann Foese Blick |
| 12a. Übungsmast | 42. Ediths Hügel |
| 13. Milchweg | 43. Post |
| 14. Denkmal | 44. Ernas Pfad |
| 15. Trachtenmuseum | 45. Verißmeinnichtweg |
| 16. Friedhof | 46. Friedel Helenenhöhe |
| 17. Kirche | 47. Ortelsruh |
| 18. Verlobungsweg | 48. Germania Hain |
| 19. Gehöft des Dünenmeisters | 49. Lauscherbank |
| 20. Grabstätte von Kuwert | 50. Italienblick |
| 21. Sportplatz | 51. Schwiegermutterberg |
| 22. Schule | 52. Rumchensteig |
| 23. Dorfstraße | 53. Radtkeblick |
| 24. Elektrizitätswerk | 54. Niddener Seeweg |
| 25. Schneisen | 55. Fischerweg |
| 26. Pillkoppener Zollstraße | 56. Poststraße |
| 27. Jungfernweg | 57. Emmchensgang |
| 28. Bohrberg | 58. Bretterbahn |



Die Künstlerkolonie in Nidden

von Dr. med. Ernst Melzner

Die Landschaft

Alte, innige, unauslöschliche Liebe — Kurische Nehrung — Kurisches Haff — Nidden — — Nidden...

Wenn man, von Königsberg kommend, auf einem jener schmucken, weißen Dampfer, die den Passagierdienst nach Memel versahen, an der Dünenkette der Nehrung entlangfuhr, über die jede Wolke ihren blauen Wanderschatten wirft, dann sank ein unvergleichliches und unvergleichliches Bild in die Seele.

Diese wundervolle Frische der Seeluft! — Die Sonne überglänzt das weite, weite Haff. An seinem östlichen Ufer ein niedriger grüner Streifen, der über dem Wasser zu schweben scheint: die Memelniederung, Mündungsdelta eines gewaltigen eigenwilligen Stromes, der hier seine achthundert Kilometer lange Reise beendet. Und überall, an den Ufern ringsum in den kleinen Häfen und mitten auf dem Haff mit weißleuchtenden Segeln und holzgeschnitzten Wimpeln die kühngestalteten Keitelkähne. Nach ungeschriebenen Naturgesetzen gebaut, breit und wuchtig, aber edel in der Form, sind sie uralter Herkunft. Auf solchen Segelschiffen waren die nordischen Wikinger unter dem roten Erik über die Weltmeere gefahren; diese Schiffe landeten Jahrhunderte vor Kolumbus in Winland an den grünen Gestaden Amerikas. Auch auf dem Haff waren die Wikinger erschienen. Dort drüben an der Südwestecke, bei Wiskiauten, hatten sie sich niedergelassen. Ihre Nachfahren traf man nicht selten unter den Haffbewohnern an.

Und immer die stille, einsame Düne mit ihrem ruhigen, beruhigenden Auf und Ab der scharfgegrateten Höhen und der sanftgerundeten Kuppen und Talmulden.

Überhaupt — diese herrliche Stille, dem Ohr des Großstädtlers schon damals ungewohnt! Nur das gläserne Rauschen des Wassers rings um das Schiff dringt heran, und ab und zu der schrille Ruf der Möwen, die wie ein wirbelnder Schneeflockenschwarm in eleganten Flugkurven dem Zuge des Dampfers unermüdlich folgen.

Zuweilen ertönt aus der Ferne ein dumpfes Rauschen und Brausen. Es ist die gewaltige Stimme des Meeres jenseits der Düne, der Nehrung, deren Breite zuweilen kaum einen halben Kilometer ausmacht.

Beim langen Blick auf die helle Dünenkette steigen unwillkürlich die berühmten Verse aus Hölderlins „Wanderer“ aus der Tiefe des Gedächtnisses herauf:

Fernhin schlich' das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einsam und kahl' blickt' aus der Höhe das Haupt.
Ach! Nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der schattende Wald hier
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Tal schlingend den stillen Strom...

Nach einem Vortrag, gehalten vor der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung am 1. 9. 1957 in Mannheim.

Aber dann wandelt sich das Bild. Blauschattende Wälder mit herrlichem Kiefernbestand bedecken nun die Höhenzüge. In weitem Bogen umspannen sie lieblich grüne Wiesen, auf denen zwischen buntleuchtenden Blumen Pferde und Kühe geruhsam weiden. Und breit an das Haffufer gelagert ziehen sich einsame Fischerdörfer hin mit niedrigen, geräumig gebauten Häusern, über deren Giebeln sich holzgeschnitzte Pferdeköpfe kreuzen. Und neben der Haustüre zwischen den blauangemalten Fensterläden wiegen sich Sonnenblumen mit goldgelb leuchtenden Gesichtern und bunte Stockrosen, deren Spitzen die Dachkante berühren und oft über sie hinausgewachsen sind. Ein malerischer Anblick.

Am Haffstrand vor den Häusern schwingen ausgespannte Netze im kühlen Seewind, und auf den weiträumigen Höfen beugen sich dunkle Frauengestalten, mit Kopftüchern angetan, über qualmenden Gruben, in denen im duftenden Rauch von Kienäpfeln fette Ostseefludern zum leckeren Mahle bereitet werden.

Frisch geräucherte Fludern, frisch gemolkene Milch und ein „Knust“ frisch gebackenen Bauernbrotes, dick mit frischer Bauernbutter bestrichen — ein Mahl für Götter!

Impressionen... Impressionen...

Wenn schon der gewöhnliche Mensch von ihnen überwältigt wird, um wieviel mehr der Hochbegabte, der Künstler, der Dichter, der Maler! Angesichts des Erhabenen wird der Hochbegabte frei, ruhig, heiter — der Anblick vollkommener Schönheit aber erschüttert seine Seele und bricht die Quellen seines innerlichsten Wesens auf. Hier verißt er sich selbst und wirft sich nie-

der wie vor einem Altar. Und nun beginnen die Quellen seines Genies zu sprudeln, ohne sein Wollen und oft ohne sein Wissen. Seine hohen Werke entstammen immer metaphysischen Bereichen.

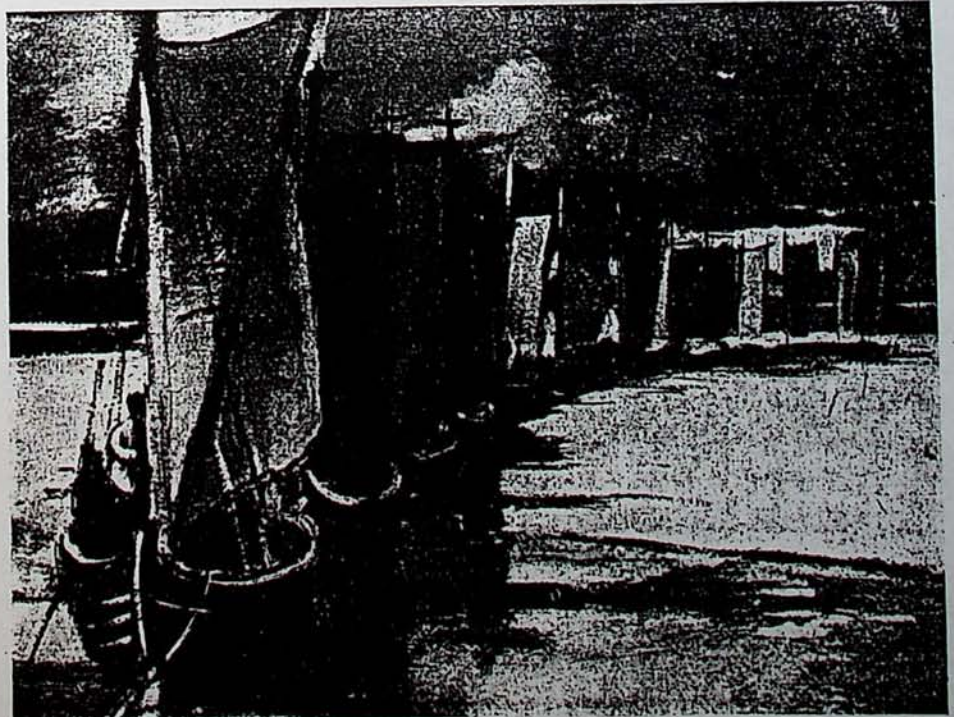
Diese einsame Landschaft ist durchaus künstlicher Natur: die großräumige Weite über dem majestätischen Nehrungsbogen mit ihrem rhythmischen Wechsel von Sand und Wald und grünen Wiesen und beschaulichen Dörfern, mit den sonnenbrütenden Mooren am Fuße der Höhen, in denen das Urgeschöpf dieses Landes, der urige Elch hinter verfilzten Erlen- und Birkenhecken ein scheues Dasein führt — das muß Auge und Herz des Künstlers begeistern.

Und dann die Farben — diese überirdischen Farben, um deren Leuchtkraft darzustellen so mancher Maler nach eigenem Geständnis vergeblich rang!

Wir stehen auf dem Schlangenberg bei Nidden. Sein kurischer Name klingt wie das süße Thema eines schönen Volksliedes: angju kalns — Er ist eine der höchsten Erhebungen der Nehrung, bedeckt mit niedrigen Kusselkiefern. Frei schweift hier das Auge zu allen Horizonten — ein Rundblick, der in der hellen, immer gegenwärtigen Lichtüberfülle an großartiger Weite und Schönheit kaum zu überbieten ist.

Unter uns zieht in sanft geschwungenem Bogen die Nehrung. Sie ist immerhin einhundert Kilometer lang. Der Name stammt aus dem Altpreussischen. „Neria“ oder „nerga“, das bedeutet soviel wie Sandinsel, vom Meere aufgespült. Wasser und Wind waren und sind die bauenden und formenden Kräfte, aber auch die Zerstörer der Nehrung. So manches Dorf, so mancher Wald liegt unter den Dünen begraben und wird oft erst nach Jahrhunderten vom Winde freigeweht.

Wir schauen nach Norden. Weißgelbe Dünenzüge wechseln in der flirrenden Hochsommersonne mit blauenden Wäldern und hellgrünen Wiesen. Zu unsern Füßen liegen die bunten Häuschen



Ausfahrende Boote — Temperaarbeit von Fritz Heidingsfeld

Am Anfang stand ein Photo, das der bekannte Niddener Lichtbildner Paul Isenfels eines Winters von Bord der „Herta“ anfertigte, die die Niddener Fischerkähne durch einen Eisgürtel auf das offene Haff hinausdramte. Dieses Photo, erstmalig in „Das malerische Ostpreußen“ bei Gräfe und Unzer veröffentlicht, diente Heidingsfeld als Vorlage.

Aufnahme: Zahn-Matburg

von Purwien, eines der drei Dörfer, aus denen Nidden zusammenwuchs. In weiter Ferne tauchen die Türme von Memel auf.

Zur Linken rauscht im brausenden Wind das blaugrüne Meer mit weißschäumenden Wellenköpfen und donnernder Brandung, klar bis zum Horizont mit den Silhouetten der Seeschiffe. Rechterhand glänzt der Spiegel des Haffs, von einem unendlich zarten Farbenspiel überhaucht, dessen Skala in allen nur denkbaren Tönungen vom reinsten Sonnengold und Silberweiß über grünliche Abschattierungen zum schönsten Himmelsblau reicht. Wo sich die rasch dahineilenden Wolken spiegeln, wechseln die Farben von Augenblick zu Augenblick — stehen Unwetterwolken am Horizont, zu drohenden Türmen aufgeballt, dann scheinen im Haff schwarzblaue Abgründe aufzureißen.

Im Blick nach Süden, der bei klarer Sicht bis zur Samlandküste von Rauschen und Brüsterort reicht, erhebt sich gleich hinter dem „urbo kalns“, dem Bärenberg, der scharfe Grat der Hohen Düne mit ihrem steilen Abfall zum Haff und dem weit in das Wasser hingewehten Grapschen Dünenhaken, der weiß und leicht wie ein Schiff auf dem Haff zu schwimmen scheint, am Zügel einer dunkelgrünen Landbrücke. Vom Gipfel der „Hohen Düne“ schwebt wie eine helle Rauchfahne der treibende Sand im unablässig mahlenden Seewind, der den gewaltigen, viele Kilometer langen Dünenberg Meter um Meter weiter in das Haff hinein verlagert.

„Ich bin ein Höhenzug,
der geht gen Norden weit.
Bug folgt auf Bug...
Ich bin ein Weheflug —
Nach West und Osten breit
schwebt mein Gespreit.
Was Meer im Winde trug,
donnernd aus Rädern schlug
bin ich — Unendlichkeit.“

So sang der Dichter der Kurischen Nehrung, einer ihrer ersten Entdecker und leidenschaftlichen Kunder, Walther

Heymann aus Königsberg. Er fiel, allzu jung noch, im ersten Weltkrieg. Auf der Düne am Haff, unmittelbar neben dem berühmten Künstlergasthaus Hermann Blode, im Schatten hoher Ficus-bäume, hatten Getreue einen geteereten Eichenstamm in den Sand getrieben. Auf ihm waren die Namen der gefallenen Maler Hans Beppo Borschke und Ernst Bischoff-Culm sowie des Dichters Walther Heymann eingebrannt. Von hier aus ging der Blick zwischen den hohen alten Kiefern hindurch weithin über das blinkende Haffrund. Und dicht daneben lag der vertraumte, verwilderte Dorffriedhof mit seinen merkwürdigen bunten Totenbrettern zu Häupten der versunkenen Gräber — dem Künstlerauge ein großartiger Anreiz! Kein Geringerer als Lovis Corinth aus Tapaia malte ihn, das Bild hängt heute in München (siehe Titelseite). Corinth malte auch den alten grünweißen Brunnen im Blodehof.

Der alte Blode

Und hier sind wir nun im Zentrum jenes lebendigen Wesens angelangt, das einst die Bezeichnung „Künstlerkolonie in Nidden“ führte. Es waren nicht nur Größe, Einsamkeit, Ursprünglichkeit und unerhörte Farbigkeit einer charaktervollen Landschaft, auch nicht allein die von Urvätern überkommene naturnahe Tätigkeit der kurischen Fischer in ihrer bewußt ertragenen Armut, dem „einfachen Leben“ unter der ewigen Bedrohung durch elementarische Gewalten, das Gestalt und Geist dessen schuf, was später als Künstlerkolonie da war und für die neuere Kunst des deutschen Ostens, ja ganz Deutschlands von Bedeutung wurde — nicht die letzte Ursache für Entstehen und Werden der Kolonie war das Gasthaus des Hermann Blode, eines Mannes, der bald weithin und dann im ganzen Deutschen Reich als der „Alte Blode aus Nidden“ bekannt und schließlich berühmt wurde. Über ihn ist einiges zu berichten, denn man muß ihn als eine Art Schlüsselfigur betrachten, deren Dasein und kunstmäzenartiges Wirken einen ersten Anfang der Künstlergemeinschaft überhaupt erst ermöglichte.

Jedentals wäre ohne seine verständnisvolle und tatkräftige Hilfe sehr vieles ungeschehen geblieben. Ohne ihn wäre auch so mancher junge Maler, der in verschämter, aber stolz ertragener Armut sein Leben fristete, vor nacktem Hunger nicht bewahrt geblieben.

Schon damals, lange vor dem Weltkrieg Nr. 1, war echtes, d. h. opferwilliges Mäzenatentum selten geworden; die hemmunglose Jagd nach den äußeren Gütern des Lebens hatte gerade begonnen. Und seither treibt es so fort.

„Die Kultur ist ein hauchdünnes Apfelhäutchen über einem glühenden Chaos.“ (Friedrich Nietzsche).

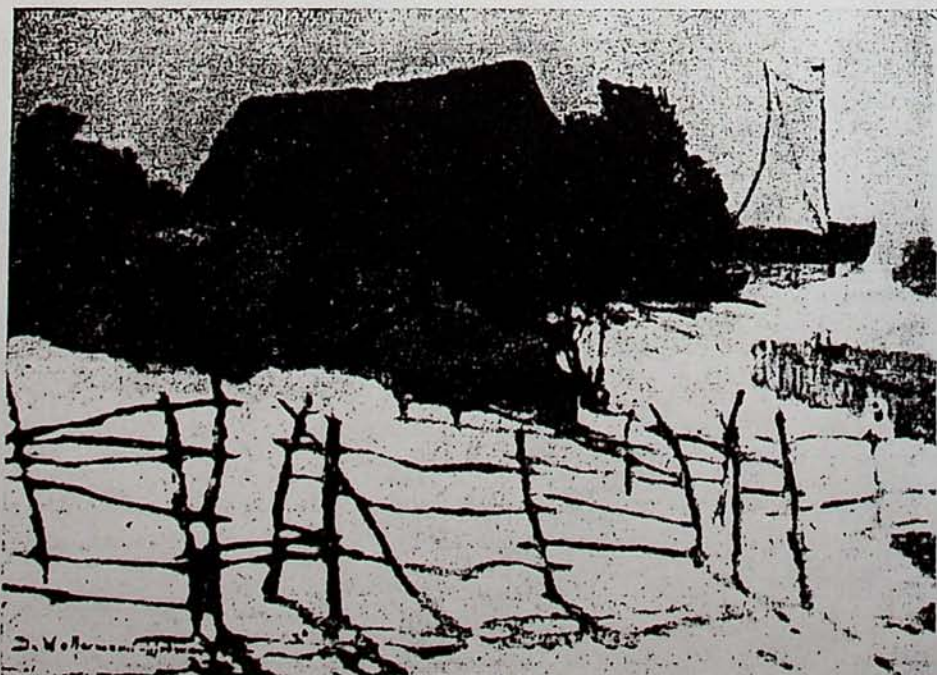
Das eigentümlich schöne Gasthaus Hermann Blode bestand aus mehreren, in längeren Zeitläuften organisch herangewachsenen Baulichkeiten im schlichten dörflichen Stil. Kern dieser Anlage war eine ehemalige Dorfkneipe mit Hof und Brunnen vornean, an die sich flügelartig mehrere Anbauten anschlossen. Das Ganze einschließlich der „Dépendance Villa Luise“, die mitten im Garten lag, zog sich unmittelbar am Haffufer entlang, mit Gast- und Fremdenzimmern und einigen großen Glasveranden. Diese dienten gleichzeitig als Ausstellungsräume der Künstlerkolonie. Am schönsten war die „Sonnenterrasse“. Man hatte sie auf Holzpfehlen ins Haff hinein gebaut, dort lag sie frei in Sonne und Wind.

Unvergeßlich dieser ganze schöne Betrieb, der einen durchaus künstlerisch-genialen Anstrich trug. Unvergeßlich das Schlafen in jenen kleinen stillen, einfach ausgestatteten Stuben mit ihrem Ausblick auf das Haff. Über den Fenstern nisteten zahllose Schwalben. Der frühe Sommertag stieg unter süßem Schwalbengezwitscher herauf. Zaubenhaft das Frühstück auf der Sonnenterrasse, wenn das glühende Tagesgestirn aus einem Himmel von schier italienischer Bläue sich in den weiten Wassern des Haffes spiegelte und tausend zarte Farben aufleuchten ließ.

„In der Tiefe seiner Seele webt der Mensch alles:
das ganze Weltall, den ganzen Gott mit allen seinen Geheimnissen — weil dieser unser Grund auch der Grund Gottes ist.“

Diese schöne Sentenz stand über dem Eingang zur neuen Terrasse — sie war zugleich Sinnspruch für den Geist, der hier herrschte.

Oberhaupt dieses ausgedehnten, vielseitigen und lebendigen Betriebes und seit je autoritärer und trotzdem geliebter Mittelpunkt der großen Gästegemeinschaft war der „alte Blode“, ein unverwechselbares Original ersten Ranges. Wenn er am frühen Morgen beim ersten Orientierungsgang auf der Sonnenterrasse erschien, angetan mit Filzpantoffeln, einer ausgedienten Hose und einer alten, etwas speckigen Jacke, aus der gewöhnlich ein kragen- und schlipsloses Hemd herauslugte, darüber das noch unrasierte Stoppelkinn, dann trat ihm wohl der eine oder andre der Kurgäste, die um diese Zeit schon das Frühstück einnahmen, mit einem „Moin, Herr Blode“ entgegen. In der unverkennbaren Absicht, ihm die Hand zu schütteln. Blode indes, von Natur aus zurückhaltend und zuweilen äußerst wortkarg, blickte wie abwesend ein wenig mißvergnügt aus seinen wasserblauen Augen hinter der angelaufenen Stahlbrille erst über das sonnenglänzende Haff, dann hinauf zum blauen Himmel und, wenn der Gast Glück hatte, schließlich auch au:



Fischergehöft auf der Kurischen Nehrung — Ida Wollermann

Auch Frauen stellten im Sand der Niddener Wege ihre Staffelei auf. Ida Wollermanns Fischergehöft ist ein gutes Beispiel dafür, was den Zauber der Nidden-Bilder ausmacht: der shimmernde Sand mit dem Spiel der Schatten, das hier am Knüppelzaun besonders bizarr und reizvoll ist.

ihn, ehe er zögernd die Rechte aus der Hosentasche zog, sie zu flüchtigem Gruß ausstreckte und sich ein paar Worte von der Seele rang. Dies ereignete sich jedoch nur bei Gästen, die Blode innerlich „anerkannt“ hatte, wobei es dem Gast überlassen blieb, nach den Gesetzen dieser Anerkennung zu forschen. Die „Anerkannten“ waren Blodes „Freunde“. Die ändern würdigte er weder eines Blickes noch eines Wortes — als sei er blind und taub geboren. Interessant war, daß ihm niemand diese Haltung zu verübeln schien, so groß war der Eindruck seiner originalen Persönlichkeit.

*

In Königsberg lebte der Juwelier A., der durch seine leidenschaftlichen schauspielerischen Neigungen viel von sich reden machte. Nach dem Weltkrieg hatte er, durchaus kein Jüngling mehr, im Neuen Schauspielhaus als Amateur wiederholt die Gestalt des Franz Moor aus Schillers Räubern verkörpert. Diese Rolle war ihm wie auf den Leib geschrieben, und es gab eine durchaus beachtliche schauspielerische Leistung. Schließlich gelang es den inzwischen aus dem Kriege zurückgekehrten Berufsschauspielern, ihn aus dem Theater zu verdrängen.

Was aber tat dieser quicklebendige, unermüdete Mann, der den Juwelierberuf offenbar nur als ein notwendiges Übel betrachtete? Er hielt in seiner großen schönen Wohnung auf dem Mitteltrahheim vor geladenen Gästen Privatlesungen ab. Kleinere Dramen von Shakespeare und Marlowe, Cervantes, Calderon und Lope de Vega nahmen seine Zuhörer gefangen. Mit wenigen Requisiten wie etwa einem Kochtopf, einem Spaten oder einem Bettlaken versehen, wußte er als alleiniger Darsteller den Dichtergestalten ein phantastisches Leben zu verleihen und seine Zuhörer zu bezaubern. Oder er behandelte in scharf pointierten Ausführungen Themen allgemeiner Art, etwa moderne Lyrik. Rainer Maria Rilke war für ihn „der größte lebende Lyriker der Welt“, womit er übrigens nicht so ganz unrecht hatte. Wenn er dann Rilke zitierte, klang seine sonst ein wenig spröde Stimme zart und eindringlich, wobei sein Gesicht von verhaltener Leidenschaft glühte.

Die Kurische Nehrung war ihm wie vielen andern Königsbergern völlig unbekannt. Durch enthusiastische Schilderungen seiner Freunde angeregt, meldete er sich bei Blode an. „Er machte sich auf“ und fuhr in Begleitung seiner lebenswürdigen Gattin nach Cranz bzw. Cranzbeek, von dort mit einem der schönen neuen Passagierschiffe über das Haff und erschien bei Blode zu einer außergewöhnlichen Zeit. Die Terrassen waren mit schmausenden und plaudernden Gästen überfüllt, die bedienenden Mädchen und Kellner drängten sich zwischen den dicht besetzten Tischen hindurch und hatten alle Hände voll zu tun, um die Gäste möglichst rasch zufriedener zu stellen.

Mit schauspielerischem Aplomb trat er, der an aufmerksame Beachtung gewöhnte, mitten zwischen die Tische und blickte die dienenden Geister herausfordernd an. Niemand kümmerte sich um ihn. Schließlich wurde er ungeduldig und fuhr ein Mädchen ungnädig an: was das hier für ein merkwürdiger Betrieb sei, in dem man sich um die Gäste einen Teufel schere, er wolle sofort — sofort! — Herrn Blode sprechen. Das Mädchen sah ihn verwundert an und enteilte.

Nach geraumer Zeit erschien der alte Blode in der gewohnten Aufmachung. Der nervös gewordene Gast musterte ihn aufs Höchste überrascht und fuhr ihn schließlich an: „Sind Sie Herr Blode?“

Dieser begann nun seinerseits den Gast sehr aufmerksam von Kopf bis Fuß zu mustern und sagte nach einer sehr wirkungsvollen Pause mit gewohnter Bierruhe: „Ja — und? —“

Darauf legte A. los. Was das hier für ein Saubetrieb sei! Man käme als wohlangemeldeter Gast hierher, „nach einer anstrengenden Reise zu Lande und zu Wasser staubbedeckt und bis ins Innerste müde“, stehe hier stundenlang herum und werde dann behandelt, als sei man irgendwer...

Diese Bemerkungen gerieten dem alten Blode in die falsche Kehle. Er wisse von nichts, wisse auch gar nicht, um wen es sich eigentlich handele. Und, nach Aufklärung, die mit zornbebender Stimme vorgebracht wurde: Ja — so — der Name sei hier unbekannt und er wisse auch nichts von einer Voranmeldung. — Was stimmen mochte. Solche Angelegenheiten erledigte das Büro in Gestalt seiner Tochter, aber es klang reichlich aufreizend und war auch sicherlich so gemeint.

Nun standen sich die beiden alten Herren mit zornroten Köpfen gegenüber und maßen sich mit funkelnden Blicken. Für die zahlreichen Zuschauer ein prächtiger Anblick.

„Wie man hier als Gast behandelt wird, spottet jeder Beschreibung“, stieß A. mit tremulierender Stimme hervor. „Wenn es sich um einen x-beliebigen jungen Mann handeln würde, ließe man es sich noch gefallen. Aber ein Mann meines Alters...“ Hier verschluckte sich der Redner und schwieg empört. Er hatte wohl hinzufügen wollen: „und meiner Prominenz...“

„Wie alt sind Sie eigentlich“, fuhr er auf Blode los.

„Sächundsächzig!“ Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. „Und Sie??“

„Dreiundsechzig!“ antwortete A. pikiert.

Darauf Blode, sehr nachdrücklich und ungeheuer verächtlich: „Schnoddernees!“ — Sprach's und schlürfte unter dem schallenden Gelächter der amüsierten Zuhörer langsam davon.

Wutschnaubend verließ A. das Lokal und zog in den „Kurischen Elch“ zu Blodes litauischen Konkurrenten. Freunde bereinigten jedoch die Kontroverse, so daß A. noch am selben Tage seinen allerdings wider Erwarten nicht gerade triumphalen Einzug in das Haus Blode halten konnte. Er war großzügig genug, die Geschichte überall zu erzählen und dabei über sich selbst herzlich zu lachen. Aber der alte Blode hat auch in der Folgezeit die hingestreckte Hand des A. oft genug geflissentlich übersehen... Zu seinen „Freunden“ durfte A. sich nicht rechnen.

*

Eines schönen Morgens erschien A., ansonsten ein Langschläfer von Format, ungewöhnlich früh auf der Sonnenterrasse und geriet sofort in stürmische Begeisterung.

Haff, in der Sonne leuchtende Dünen, grüne Niederung, die markante Windenburger Ecke mit dem schlanken Leuchttürmchen vor der Mündung des Rußstromes breiteten sich in überirdischer Klarheit und einer zauberhaften, duftigen Schönheit vor den erstaunten Augen aus. Zahlreiche schneeweiße Möwen zogen in blitzschnellen Schwüngen

über den seidig blauen Himmel und stießen schrille Rufe aus. Von Zeit zu Zeit fuhr eine gelinde Brise über die Wasserfläche und teilte sie in dunkelblaue, unruhig blitzende und funkelnde Inseln und stille silbrig glänzende Seen, in denen sich die frohe Sonne spiegelte. Weit draußen glitten zahlreiche Kurenkähne mit weißen Segeln dahin wie eine Schar lautloser Wassergeister. Die Fischer von Nidden und Pillkopen kehrten von ihrer anstrengenden Nachtarbeit in den Hafen zurück.

Während A. in lautstarker Begeisterung über diese herrlichen Dinge sich förmlich überschlug, saßen einige Gäste stumm vor dem Frühstückstisch und lauschten ein wenig bekümmert dieser heillosen Suada. Der alte Blode stand an der Terrassenbrüstung, schaute auf das Haff hinaus und tat so, als sehe und höre er nichts.

Plötzlich entdeckte der zapplige A. das nachgerade berühmte Fernrohr des Hauses Blode. Es war dies ein gewichtiges uraltes, doppelt langes Schifferglas mit gewaltigem Auszug, das seinen angestammten Platz an einem Nagel neben der Terrassentüre hatte. Der Benutzer war streng gehalten, es sofort nach Gebrauch wieder an den Nagel zu hängen. Vater Blode konnte recht unangenehm werden, wenn ein Gast es achtlos liegen lies. Übrigens verständlich.

Dieses Fernrohr entdecken und darauf zuströmen, war für A. eins! Er riß es vom Nagel, preßte es aufgeregt vor die Augen, richtete es in seiner heftigen Art nach links, nach rechts, nach oben, nach unten, und nun schwol len seine Begeisterungstürme auf Windstärke zehn an. Dabei wandte er sich ausschließlich an Blode... Der aber starrte geradeaus und — schwieg.

Schließlich riß A. der Geduldsfaden. Herausfordernd trat er auf den alten Blode zu, schwang das Fernglas wie eine Trophäe hoch in die Luft und rief: „Ah — Papa Blode! — das ist ja ein ganz köstliches Glas! Damit kann man ja direkt erkennen, was der Koch in der Kombüse kocht... Sagen Sie, Papa Blode, kann man das Glas nicht mal auf die Hohe Düne mitnehmen? Von dort aus sieht man ja zuweilen 'n richtiges Kriegsschiff über den Horizont schaukeln. Ich möchte gern sehen, was die Herren Offiziere in ihrer Messe speisen.“ — Es klang reichlich maliätös.

In gewissen Dingen verstand der alte Blode keinen Spaß. Und so sagte er, in breitester ostpreußischer Mundart langsam skandierend:

„Ich habe Bi-ärrgläserrr, ich habe Wa-ingläserrr, ich habe Schnapsgläserrr, aber ich habe nur äin Färrnglas — und das bekommen Sie nicht!“

A. erzählte diese Geschichte später in Königsberg selbst und zog damit die Lacher auf seine Seite. Aber so lange er noch zu leben hatte und so oft er auch nach Nidden wieder hinausging — seine uneingestandene Liebe zum alten Blode blieb einseitiger Natur.

Er starb übrigens 1933 durch eigne Hand. Lebhaften Geistes, wie er nun einmal war, und ein Mensch von edler Natur, sah er sein eigenes und seiner Artgenossen Schicksal voraus und entfloß ihm auf diese Weise... Er war Jude.

*

Von den unzähligen Anekdoten, die über den alten Blode kursierten, sei hier noch eine letzte gebracht, obwohl sie nicht ganz „stubenrein“ ist. Aber sie hat den Vorzug der unbedingten Wahrheit und außerdem charakterisiert

sie den Alten aus Nidden und seinen trockenen, unerschütterlichen Humor, der allerdings zuweilen recht derb war, auf treffliche Weise.

Ein junger Arzt traf bei Blode mit seiner sehr zarten Freundin zusammen. Am ersten Morgen saßen sie frühzeitig auf der einsamen Sonnenterrasse und frühstückten, ganz in sich und den Anblick der reinen Natur versunken. Die junge Dame war reizend angezogen. Zu einer duftigen weißen, enganliegenden Bluse trug sie eine dunkelblaue, brillant sitzende Männerhose, ein für damalige Verhältnisse ziemlich auffallendes, aber fraglos recht kleidsames Strandkostüm.

In dieses blühende Idyll schlüpfte der alte Blode hinein, wie immer wesenlos vor sich hinstarrend. Der Arzt durfte sich schmeicheln, zu Blodes Freunden zu zählen. Er sprang auf und begrüßte den Alten. Und dann stellte er seine junge Freundin vor.

Blode, an diesem Morgen offensichtlich gönnerhaft aufgelegt, warf einen stechenden Blick auf die zarte Erscheinung und begann sie dann immer aufmerksamer zu mustern. Fast ein wenig lüstern strichen seine Augen von oben nach unten und von unten nach oben, blieben ausführlich an den zierlichen Rundungen haften, die die Gestalt der immer verlegener werdenden jungen Dame gar lieblich umplauderten, bis sein Gesicht plötzlich einen spitzbübschen Ausdruck bekam. Dann sagte er, gewissermaßen zur einführenden Begrüßung, gelassen und sehr genießerisch:

Ä-ine scheene junge Dame, warraitigen Chott! Das muß selbst der blasse Neid lassen . . . Aber sagen Sie, Marjellchen, wozu haben Sie eigentlich den Schlitz da vorne in der Hose, den können Sie doch gar nicht brauchen!"

*

Noch ein paar frische, feuchtfröhliche Jahre waren dem alten Hermann Blode beschieden. Mitte der dreißiger Jahre erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr recht erholen konnte. Hilflos saß er im Sessel am offenen Fenster und schaute mit seinen trübe gewordenen Augen hinter der Stahlbrille zum blauen Himmel und zur strahlenden Sonne Niddens hinauf. Die vorübergehenden Gäste grüßten ihn achtungsvoll und vertraulich wie einen Vater — aber er erkannte selbst seine „Freunde“ nicht mehr und murmelte nur noch in altgewohnten Redensarten einige kurze Sätze vor sich hin.

Nicht lange danach starb er — ein Herzensgütiger und als einfacher bürgerlicher Mensch den höheren Dingen dieses Daseins so besonders Aufgeschlossener — von einer großen Gemeinde tief betrauert. Daß eine solche Erscheinung, wie sie der alte Blode in seiner langsamen und bedächtigen Art verkörperte, sich, ohne es zu wissen oder gar zu wollen, die Seelen bedingungslos unterwarf und damit trotz seines einfachen Wesens zum Mittelpunkt ausgerechnet einer Künstlergemeinschaft wurde, verdient dem Schicksal des Vergessenwerdens entrissen zu werden.

*

Zeitströmungen und Kunstströmungen

Inmitten dieser unverfälschten Landschaft mit ihrer geschlossenen Einheit von Größe, Wildheit, kraftvoller Ursprünglichkeit, farbiger Zartheit und ihrem einfachen schönen Menschenschlag entstand schon bald nach der Jahrhundertwende die Niddener Künstlerkolonie. Es erhebt sich nun die Frage: War es ein Zufall und nichts mehr, daß man sich in jene weltenferne Gegend zurückzog, daß man begann, die geistige Atmosphäre der Großstädte mit ihren Akademien und Ateliers zu meiden, um abseits des nervösen Kunstbetriebes, ohne die „Zerstreuungen“ der Zivilisation, in der reinen ursprünglichen Natur neue Anregungen für sein



NIDDEN — Gemälde von Max Pechstein
Hier wird das Bild ganz von der großen Kiefer im Vordergrund beherrscht, der sich Kurenkähne, Hall und Haus und Wald unterordnet. Der Reiz dieses Werkes geht von dem körnigen Untergrund aus, der von den transparenten Pinselstrichen nicht völlig überdeckt wurde.

Kunstschaffen zu suchen — sich also nicht zu „zerstreuen“, sondern zu konzentrieren . . . Worauf zu konzentrieren? —

Die Frage Zufall oder nicht läßt sich mit einem klaren Nein beantworten, nur — die Gründe für diesen Zug „Zurück-zur-Natur“ sind durchaus komplexer Art, ihre Benennung ist schwierig. Sie sollen hier nun, soweit es der Rahmen gestattet, betrachtet werden.

Schon Jahrzehnte vor Nidden hatte sich im entgegengesetzten Winkel unseres Vaterlandes ein merkwürdig ähnlicher Vorgang vollzogen: Worpswede. Im Jahre 1884 stand der junge Maler Fritz Mackensen, im Tiefsten „unbefriedigt“ von dem Treiben auf Deutschlands Akademien, als Erster auf dem Weyersberg und entdeckte eine „neue“ Natur — besser: ein neues künstlerisches Verhältnis zur Natur. Mit elementarer Kraft nahm ihn die zwingende „Unwirklichkeit“ der Moorlandschaft gefangen. Ein Zug echter, aus tiefen seelischen Bezirken stammender Romantik war es, der ihn und seine späteren Freunde Hans am Ende und Fritz Overbeck in die einsame unberührte Landschaft hinaustrieb, wo neue Motive und nie gesehene Farbwirkungen die Schaffenskraft erregten. Am schönsten strahlte dieser erdhafte Trieb von Otto Modersohn und seiner nachmals hochberühmten Frau Paula Modersohn-Becker aus. Hier in Worps-

Angju kalns

O stille Nacht! — Kaum atmen milde Lüfte aus dunklen Wäldern einen kühlen Hauch . . . Reglos der Fidusbäume schwarzer Schatten, durch deren Kronen nahe Sterne blinken. Doch drunten in des Moores weiten Gründen, dicht an dem Schlaf der scheuen Elentiere, erheben geisterhaft sich weiße Nebel und ranken sich mit schleppenden Gewändern um plumpe Büsche und um schlanke Birken. Darüber, seltsam hell, wie das Gewölbe der Sommernacht, ein hoher reiner Himmel . . . Zur Rechten und zur Linken stumme Wasser, in deren Tiefe Sterne still verglimmen.

Nur über Niddens wälderdunklen Bergen, kreist unaufhörlich eine Feuermühle mit glühenden Armen über Land und Meer, in deren Strahlen — fahle Totenschiffe — der langgestreckten Dünen Leib erscheint und lautlos wieder in die Nacht versinkt.

Da — schau! am weiten Horizont des Ostens erglüht ein dunkelroter Feuerbrand . . . Und nun hebt auf der volle runde Mond sein Runenantlitz aus den Silberwassern. Rasch steigt das Nachtgestirn zur Himmelsmitte, in seinem Glanz verblassen alle Sterne. Wo Feuer war, wird silberweißes Licht im zarten Farbenspiel der Sommernacht.

Und nun —! welch ein gewandelt Bild vor Augen: Es schimmert Sand, wo vorher grauer Boden . . . Der Fidusbäume Schatten tintenschwarz . . . Doch silberhell erglänzen alle Dünen in Nord und Süd, so weit das Auge geht, verdämmernd in der lichterfüllten Ferne wie einer wehen Sehnsucht Zauberbild.

Die Nehrung gleitet, ein Gespensterschiff, in tiefer Stille durch das blaue Meer . . . Wir gleiten mit. — Es loht der weite Himmel hoch über uns im Glanz der Nachtgefährten . . . Und träumend fahren wir zur Welt hinaus, das Herz in süßes Glücksgefühl gehüllt.

Ernst Melzner

wede wurde ein neues Naturerleben gewonnen und steigerte sich bis zum Mythischen. Nicht ohne tieferen Sinn nannte man diese Künstler später „fromme Erzähler“. — Es war und blieb hochromantische Kunst.

Als letzter gesellte sich Heinrich Vogeler zu dieser Gruppe. Er war es, der in einer Zeit beginnender Auflösung Initiator des berühmten Worpsweder Kunsthandwerks wurde, das bis zum heutigen Tage seinen klangvollen Namen nicht verloren hat. Er starb vor wenigen Jahren als Edelkommunist in Sowjetrußland, von seiner neuen Wahlheimat, wie nicht anders zu erwarten, tief enttäuscht.

Unter den gleichen Vorzeichen wie Worpswede stand die weniger bekannt gewordene Dachauer Malschule. Doch soll hierauf nicht näher eingegangen werden, es genügt der Nachweis, daß Nidden offensichtlich kein „Zufall“ war, daß hier wie dort aus einem Zwange des Unterbewußtseins heraus, etwas „Neues“ — „Ganzandere“ — etwas „Zeitgemäßes“ gesucht wurde, von dem bis dahin keine Malschule und keine Akademie und auch keine der vorvergangenen Kunstepochen gewußt hatte.

Der Hamburger Maler Otto Runge schrieb einmal folgende Bemerkung nieder: „Alles drängt sich zur Landschaft, sucht etwas Bestimmtes in dieser Unbestimmtheit. Ist denn in dieser neuen Kunst nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen, der vielleicht schöner sein wird als die vorigen?“

Was Philipp Otto Runge nicht wissen konnte und weshalb uns, den Nachgeborenen, seine Frage an der Oberfläche zu haften scheint — heute wissen wir's. Um die Jahrhundertwende warf ein neues Zeitalter seine Schatten voraus. Ihr Kündler war Friedrich Nietzsche. „Seit Kopernikus rollt der Mensch aus dem Zentrum ins X“, so schrieb er, und seit Galileo Galilei setzte sich unter ständig verschärftem Tempo das Weltbild und die Lebenswirklichkeit der Naturwissenschaften durch, alle Widerstände rücksichtslos aus dem Wege räumend. Die alten Götter wurden aus dem „Himmel über uns“ verdrängt, völlig neue Vorstellungen von der Welt und ihrem Inhalt, ihrem Werden und Vergehen brachen durch. Der unausweichliche Druck des Wissenschaftsprinzips beugte, zerfaserte, unterjochte, faszinierte jedes und jeden: die Fundamente, auf denen die europäische Menschheit, also der ausschlaggebende Teil der Menschheit, in vielen Jahrhunderten ihre Kultur errichtet hatte, begannen zu wanken. Der Kulturkritiker Sedlmayr nannte diesen Vorgang den „Verlust der Mitte“ und prägte damit ein berühmt gewordenes, wenn auch viel angefeindetes Schlagwort.

Verloren ging die Einheitlichkeit des Weltbildes, die alle früheren Kulturepochen Europas ausgezeichnete hatte, zurück blieb ein den geistigen Menschen tief deprimierendes Gefühl, das über dem ganzen modernen Leben zu schweben scheint — das Gefühl, einer unerhörten und unerfaßlichen Wandlung der Lebenswirklichkeit gegenüberzustehen. Und dies auch und vor allem auf kulturellem Gebiet.

Was sich in der Blütezeit Worpswedens zögernd und noch unsicher ankündigte, wurde schließlich breite, drängende Wirklichkeit: ein allgemeines leidenschaftliches Suchen nach Kunst- und Lebensformen die der neuen Lebenswirklichkeit angepaßt, die „zeitgemäß“ sind.

Dies der tiefste Grund für die vielen „Ismen“ auf dem Gebiete der bildenden Künste, dies auch der tiefere Grund für die Unsicherheit in philosophischen Bereichen, deren neuest „existentialistische“ Lehren in einer schier mittelalterlichen Dialektik und Wortklauberei eines Martin Heidegger und seiner „Philosophie der Angst“ zu versanden scheinen, die so recht zu dieser anämischen Weltdeutung paßt. Hier nur ein Zitat aus „Sein und Zeit“: „Wenn wir das



Am Hafstrand von Nidden —
Gemälde von Max Pechstein

Pechstein war unter den ersten Malern, die schon vor dem ersten Weltkrieg die Nehrung für sich entdeckten. Sofort nach dem Kriege machte er sich wieder nach Nidden auf und gehörte seit 1919 zu den Stammgästen des Hauses Blode. Sein Gemälde ist typisch für den modernen Stil der Expressionisten, die in dieser Elementarlandschaft einen bewußt einfachen Ausdruck pflegen.

Ding in seinen Dingen aus der weltenden Welt wesen lassen, denken wir an das Ding als das Ding . . . Wir sind die im strengen Sinne des Wortes Bedingten.“ — Nach Kant, Schopenhauer und Nietzsche ein höchst merkwürdiges Schauspiel!

„Das Zeitalter des Nihilismus beginnt, die Wissenschaften werden ihm dienen.“ (Friedrich Nietzsche).

Indes, Bestrebungen wie „Worpswede“, die Düsseldorf, „Brücke“, „Dachau“ und schließlich „Nidden“ als jüngstes Kind neuer Gestaltungskunst sind energische und zugleich sehr wirksame Reaktionen gegen die nihilistischen Neigungen unserer verworrenen Zeitepoche, in der Materialismus und mechanistische Weltdeutung triumphale Siege feiern und die Menschheit an den Rand des Abgrundes gebracht haben.

Aus solchen Überlegungen muß folgerichtig geschlossen werden: Nidden, unter spezifischen örtlichen Bedingungen geboren und zu hoher Blüte weiter entwickelt, ist in einem höheren Sinne und — mit zukunftssträchtigen Aspekten als Zeitsymbol zu werten. Hier wie auch an den anderen Kunststätten und in den stillen Atelierstuben der Maler und Bildhauer ereignet sich seit nunmehr zwei Generationen aus tiefem seelischen Bedürfnis heraus ein unaufhörlicher, zäh geführter Kampf gegen die kulturzerstörerischen Elemente einer rationalistischen Zeit, bei dem so man-

che „Richtung“, so mancher Künstler auf der Strecke bleibt. Und hieraus wie aus gewissen Erscheinungen auf anderen Gebieten ist größte Hoffnung für eine fernere Zukunft zu gewinnen. Die These sei ausgesprochen, daß die Menschheit wohl noch nie, solange sie existiert, mit größeren Problemen fertig werden mußte und daß noch nie mit solcher Leidenschaft um ihre Lösung gerungen wurde.

Wäre die Kulturseele Europas, auch heute noch im sog. amerikanischen Jahrhundert ausschlaggebend für den weiteren Weg der ganzen Menschheit, wirklich im Absterben begriffen, erschöpft, wie Oswald Spengler im „Untergang des Abendlandes“ meint — niemals träte dieser leidenschaftliche Kulturwille zutage, vor allem, was wichtig ist, im einzelnen, auf sich allein gestellten Individuum höherer Artung — dieser immer von neuem unternommene kraftvolle Versuch, den inneren Anschluß an die Zeit zu finden. Klar erkennt man, daß neue Wege mutig und opferbereit besritten werden müssen.

Spenglers Theorie ist „grau“ wie alle Theorie, sie verkennt die lebendige Lebenswirklichkeit mit ihren physiologischen, seelischen und gedanklichen Reaktionsmöglichkeiten, übersieht sie einfach oder achtet sie zumindest zu gering. Ein abstraktes Denksystem auf die Lebenswirklichkeit übertragen heißt sie verleumden, verarnen, demütigen, degradieren. Goethes Antwort auf solche Versuche ist bekannt: „Grau, teurer Freund ist alle Theorie und grün allein des Lebens goldner Baum.“

Der Prozeß einer Neugestaltung mag generationenlang währen — auf manchen Gebieten der bildenden Kunst zeigen sich aber bereits heute deutliche Ansätze für die Konzeption eines neuen Weltbildes und neuer Lebens- und Ausdrucksformen. Von verwerflichen Ausnahmen abgesehen redet die moderne Architektur eine beredte Sprache. Ein Gleiches ließe sich auch von gewissen Richtungen der modernen Musik sagen, und der Expressionismus ist heute schon eine ernst zu nehmende Kunst-richtung — ein neuer Weg, der empfindsamen schöpferischen Seele des Künstlers gewiesen. —

Nidden war immer eine Stätte des reinsten Expressionismus. In ihrer schönsten Blüte wurde sie durch politische Ereignisse zerstört. Aber der Samen, den sie in die Seele einer turbulenten Zeit geworfen hat, fiel auf tief umgepflügten Boden und treibt heute, verstreut über ganz Deutschland, einschließlich der Sowjetzone selbstverständlich, seine reichvariierten Blüten. Man schaue sich beispielsweise die immanenten Ausstellungen jener ostdeutschen Künstler an, die sich in den beiden Gruppen der „Nordostdeutschen Künstlereinigung“ und der „Ostdeutschen Künstlergilde Eßlingen“ zusammengefunden haben und unermüdet am Werk sind. In der letztgenannten Gemeinschaft sind vorwiegend Sudetendeutsche und Schlesier vertreten.

Blüte und Untergang

Die Entdeckung Niddens als Malerlandschaft begann noch vor dem ersten Weltkrieg. Bald nach 1900 erschienen dort die Mitglieder der Königsberger Akademie Heydeck, Knorr, Heichert, Wolf und Storch. Jahraus jahrein gingen sie in den Sommermonaten dorthin und — hüteten das Geheimnis ihrer Entdeckung.

Zur gleichen Zeit begannen sich auch Dichter und Musiker an dieser reinen.

stillen Natur zu begeistern, sie folgten dem magischen Zuge einer aufbrechenden Generation. Walther Heymann dichtete seine Dünengesänge, Agnes Miegel erfuhr in ihrer schönen Dichterseele Härte und Gefahr, die diese Landschaft für ihre Bewohner bedeutete und schrieb die meisterhafte Ballade von den „Frauen von Nidden“. Humperdinck und Paul Scheinpflug fanden hier in tiefer Stille und weitherer Einsamkeit Anregungen für ihre Kompositionen.

Eines Tages traf der Maler Max Pechstein ein, angelockt von den glühenden Schilderungen seiner Freunde. Eigentlich wollte er damals seine später berühmte gewordene Reise nach den Palau-Inseln antreten. — Die Wunder der Kurischen Nehrung ergriffen seine feurige Seele, er blieb und schuf im kleinen Blodeateller Bild um Bild. Und später erschien er mit Zeit und riesigem Malgerät, um seiner Begeisterung für die Dünenlandschaft und ihre Menschen mit dem Pinsel beredten Ausdruck zu geben. Diese Werke wiederum riefen Alfred Lichtwark auf den Plan, die „Brücke“-Kollegen in Düsseldorf merkten auf. Der Expressionist Schmidt-Rottluff erschien und — blieb. Seine farbenprächtigen, ungewöhnlichen Bilder erregten weite Kreise und lockten viele Künstler nach Nidden. Aus Königsberg kamen die Maler Julius Freymuth, Eduard Bischoff, Gerhard T. Büchholz, Alexander Kolde, Arthur Kuhnau, Karl Finke, Daniel Staschus. Die Redeschlachten auf der blodeschen Künstlerveranda, an denen sich vor allem Borschke, Bischoff-Culm und Bertha Schütz beteiligten, fanden im Reich ein starkes Echo. Hier machte auch Fritz Behrend unter lebhaftem Widerspruch der Kollegen seine temperamentvollen Ausführungen über Farbprobleme.

Der Weltkrieg riß Lücken in diese stetig wachsende Künstlergemeinschaft. Sie fand sich aber schon bald nach dem Kriege wieder zusammen und arbeitete, der Notzeit nicht achtend, unverdrossen weiter. Bereits im Herbst 1919 veranstaltete man in Königsberg die erste große Ausstellung — für den, der sie sehen konnte, ein unvergeßliches Erlebnis. Hier in der Kunsthalle

triumphierte die Niddener Kunst mit ihrem Motiv- und Farbenreichtum. Zwar war der Expressionismus damals noch eine ungewohnte und aufregende Kunst-richtung, an der sich wildschäumende Diskussionen entfachten. Aber die farbstarke Werke strömten auf den unbefangenen Betrachter einen eigenartigen Zauber aus: hier wurden neuentdeckte seelische Elemente mit Mitteln einer neuen Kunstauffassung bewältigt.

Von diesem Zeitpunkt an rechnet die Breitenwirkung der Niddener Künstlerkolonie. Zahlreiche Maler mit neuen großartigen Intentionen tauchten in Nidden auf. Franz Domscheit schuf seine Fischerbilder, die schier religiösen Charakter trugen. An der Königsberger Akademie lehrte Fritz Burmann, der als gebürtiger Rheinländer einer so gänzlich anderen Landschaft entstammte und vorzüglich unter den Einflüssen italienischer Kunstauffassung stand. Seine damaligen Bilder atmeten strenge akademische Luft. Eines Tages erschien er mit seinen Schülern in Nidden und — rang seither bis an sein Lebensende mit den schier unlösbaren Farbproblemen der Kurischen Nehrung. Wiederholte persönliche Gespräche, oft in seinem Künstlerheim in stillen Abendstunden geführt, zeigten, wie tief betroffen diese echte, und große, idealistische Künstlerseele war. Alte Formideen und Theorien der Farbgestaltung mußten neuen Auffassungen weichen.

Es erschien auch Alfred Partikel und zauberte seine großen Dünenlandschaften auf die Leinwand. Der Königsberger Hans Kallmeyer spezialisierte sich mehr und mehr auf die Darstellung des Urgeschöpfes dieser Landschaft, des Elchs. Er gehörte zu den Künstlern, die sich als „alte Niddener“ betrachten und bezeichnen durften. Auf den Dünen und in den Elchmooren konnte man diesen Unermüdeten antreffen, immer auf der Jagd nach neuen Motiven seiner erwählten Lieblinge. Er gehörte zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Kolonie. Hierzu trug sicherlich nicht wenig sein immer freundliches, hilfsbereites Wesen und sein Sinn für echte Kameradschaftlichkeit bei. Seine Elchbilder haben ihn weithin bekannt gemacht.

Zuguterletzt kamen die Künstler von weither. Der rheinische Maler Karl Knauf baute auf dem „Schwiegermutterberg“ in der Nähe von Blode das erste Künstlerhaus, der Dresdener Maler Richard Birnstengel folgte ihm bald nach. Der Schauspieler Paul Isenfels errichtete auf dem Blodeberg neben dem alten Friedhof ein winziges schornsteinloses Häuschen im Fischerstil und verlieh damit jenem verwunschenen Winkel einen ganz besonderen Akzent, der von den Besuchern Niddens bewundert wurde.

Zu dieser Künstlergruppe stießen aus dem Rheinland Oswald Petersen und Carl Barth, aus München Hermann Geiseler. Der gebürtige Memeler Karl Eulenstein, ein urwüchsiges und unverwüstliches Talent ersten Ranges, sowie der ebenbürtige Gory von Stryck kamen aus Berlin, wo sie heute noch wirken, und gehörten bald zu den intimsten Freunden Niddens. Sie malten Bild um Bild, aufgereizt durch immer neue Motive einer stimmungsvollen Landschaft. Ernst Mollenhauer, gebürtiger Ostpreuße, wurde hier als Schwiegersohn Blodes für Lebenszeit ansässig, malte kraftvolle Bilder, in denen er in Farben förmlich schwelgte, und bildete für gewisse Künstlerkreise den vitalen Mittelpunkt. Er wohnt heute in Düsseldorf, seinem lebenswürdigen Entgegenkommen sind zahlreiche Künstlernamen und Einzelheiten zu verdanken, die hier aufgeführt werden.

Noch so mancher andere Künstler wäre zu nennen. Indes — was sind Namen, wenn es sich darum handelt, in möglichst großen Zügen Rahmen und Möglichkeiten eines wachsenden Künstlerkreises zu umreißen, Ursprung, Ausdehnung und Wirkung auf eine breite Öffentlichkeit zu zeigen in einer Situation, in der die deutsche Kunst in althergebrachten Formen zu erstarren drohte, weit davon entfernt, jenen Stil zu schaffen, um den der Ostpreuße Lovis Corinth, einer der berühmtesten Maler der vorigen Generation, unter Einsatz aller seiner Kräfte rang und über den er in der Selbstbiographie in seinem einfachen, aber eindringlichen Stil kurz vor seinem Tode schreibt: „Wir wollen der Natur folgen, jeder nach



Große Wanderdüne — Alfred Partikel

Das große Panorama, das alle Nehrungsbesucher verzauberte, der Rundblick vom Hall (links) über die große Niddener Wanderdüne bis zur Ostsee (rechts) ist nicht oft versucht und — gemalt worden. Aufnahme: Albert Walsdorf

seiner Auffassung und seiner Individualität. Alsdann kann es nicht fehlen, daß wir mit heiligem Ernst erreichen, endlich auch eine deutsche nationale Kunst zu besitzen.“

An einer nationalen Kunst mangelte es durchaus, dies betont Corinth wiederholt bedauernd, besonders im Hinblick auf seine drei Pariser Studienjahre. Auch spricht er, dessen nach einem Schlaganfall mit der linken Hand gemalten farbenleuchtenden Walchenseebilder den großartigen Charakter seiner Künstlerseele offenbaren, in der Biographie über die Bedeutung des seelischen Elements in der Kunst. Er schreibt:

„Die wahre Kunst ist Unwirklichkeit üben“, und beruft sich dabei auf Shakespeares „Hamlet“ und „Sommernachts Traum“ sowie auf Goethes „Egmont“. Die Niddener Maler gaben ausnahmslos die farbigen Bilder wider, die in ihrer Seele den Charakter einer Seinswirklichkeit trugen. Das ewige „Gru“ der wolkenreichen westdeutschen Landschaft wich einer tönenden Farbigkeit ostdeutscher Grenzmarkungen.

Was Wunder, wenn schließlich auch Künstler anderer Gebiete, durch den wachsenden Ruhm Niddens angelockt, hier auftauchten, um durch Erholung Anregung zu suchen, die sie für ihre schöpferische Arbeit brauchten. Hier nur einige der bekanntesten Namen.

Die Dichter Ernst Wiechert, Carl Zuckmayer, Paul Eipper, Reinhold Conrad Muschler erholten sich hier vom Zeitgetriebe und gingen, mit neuen Impressionen beladen, wieder an ihr Werk zurück.

Thomas Mann, der hochberühmte Lübecker Patriziersohn, kam zu einem Tagesausflug nach Nidden. Die Schönheit der Landschaft packte ihn. Kurzentschlossen gab er ein Bauvorhaben an der Samlandküste auf und legte noch im gleichen Herbst den Grundstein zu einem Haus auf der Düne am Haff. Viele neugierige Blicke folgten ihm, wenn er steif wie ein Stock auf der Blodeterrasse an seinem zugewiesenen Tisch erschien und hoch aufgerichtet schweigend sein Essen einnahm. Mit ihm kam — leider — der erste Strandkorb nach Nidden. Dort konnte man den Dichter sitzen sehen, in sich versunken, einen Block Papier auf dem Schoß, den Bleistift in der Hand, seinen ersten verträumten Blick auf das sonnenglitzernde Meer und die weißschäumende Brandung gerichtet. Dr. Faustus und andere Gestalten seiner großartigen späten Romane mögen dort konzipiert worden sein.

Von Musikern wären zu nennen der Orgelkünstler Günther Ramin, dann Isa Vermeeren und der bekannte Berliner Sänger Max Mansfeld. Die Pianisten Alfred Schröder, Conrad Ansoerge und Hans-Erich Riebensahm bereicherten diesen Kreis Prominenter mit ihrer Künstlerpersönlichkeit.

Alle diese hervorragenden Menschen liebten ebenso wie die gewöhnlichen Sterblichen die Nehrung innig, kamen immer wieder und bestritten durch Vortrag, Gesang und Spiel, umgeben von den farbenleuchtenden Bildern der Niddener Malerschafft, die vielen Kunstsommer im Blodehause — das Ganze ein wahrhaft schönes, interessantes und außergewöhnlich lebendiges Milieu, wie man es an jenem weltenfernen Orte niemals hätte vermuten können.

Schließlich verdient noch einer der treuesten Freunde seiner engeren Heimat und Niddens genannt zu werden:

Paul Fechter, der bis vor kurzem in seiner bilderreichen, schönen Sprache Ostpreußen und die Kurische Nehrung warmherzig zu schildern wußte, ehe ihm der Tod den Halter aus der Hand nahm. Auch er war langjähriger Gast im Hause Hermann Blode.

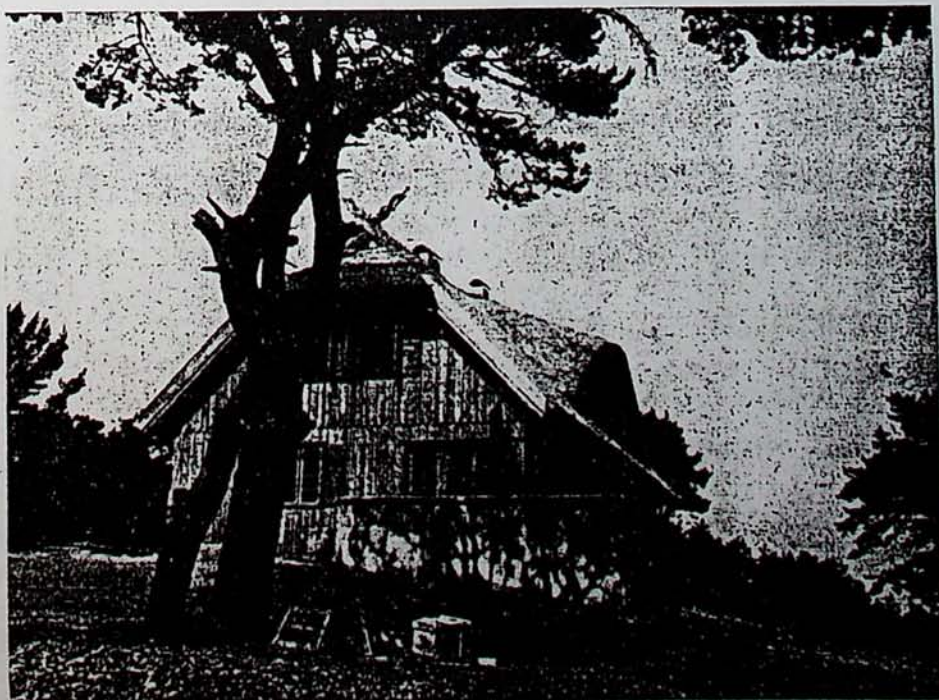
Noch einen besonderen Umstand gab es, der die Mitglieder der Niddener Künstlerkolonie, vielleicht sogar ohne sich dessen selbst bewußt zu werden, zu einer immer festeren Gemeinschaft zusammenschweißte. Durch den sehr unweisen Versailler Vertrag, der die ganze Menschheit in einen Schrecken ohne Ende stürzte, wurde das Memelgebiet vom Deutschen Reiche abgetrennt und litauischer Oberhoheit unterstellt. Hier auf gut deutschem Boden, der 700 Jahre zuvor durch den Deutschen Ritterorden für europäische Kultur und Gesittung erschlossen worden war und seither von einer überwiegend deutschstämmigen Bevölkerung bewohnt wurde, fühlten sich die Freunde der Nehrung, Künstler und Nichtkünstler in ganz besonderer Weise als Angehörige der deutschen Nation. Eine psychologisch nur schwer begreifliche Verblendung des winzigen Ländchens Litauen forderte durch großwahn sinnige Verordnungen und Maßnahmen das Nationalgefühl aller Deutschen heraus. Überfremdung durch eine große Zollstation mit vielen Beamten und deren Familien sowie ein Offizierserholungsheim sollten den unbestritten deutschen Charakter Niddens auslöschten, Litauer hereinlocken und den Fremdenstrom aus den benachbarten reichsdeutschen Bezirken eindämmen. Auf den sandigen Straßen Niddens und am Meeresstrande bewegten sich in Siegerhaltung die „Eroberer“ und verursachten eine scharfe Gegenreaktion, der sie sich auf die Dauer nicht gewachsen fühlten. Mehr „Fremde“ denn je strömten nach Nidden, und Einheimische wie Zuge-reiste leisteten stillen Widerstand gegen diese wahrhaft lächerlichen Allüren. Der rührige Memeler Landtag mit seiner überwältigenden deutschen Mehrheit reagierte ebenfalls scharf, immun

gegen alle Schikanen der Besatzer. An der Geschlossenheit dieses Widerstandes scheiterten die litauischen Vorrechtsansprüche. Hierzu trug wohl nicht wenig die Tatsache bei, daß in Nidden eine große Gruppe hervorragender deutscher Persönlichkeiten lebte und ihre imponierenden Werke schuf.

Dort spielte sich damals im Kleinen ab, was heute überall in der ganzen Welt unter verschärften Bedingungen üblich geworden ist. — O Menschheit!

Der zweite Krieg beendete zunächst diese unerträglichen Verhältnisse. Die Wandlung war, wie wir erleben mußten, vorübergehender Natur. Heute ist der ganze deutsche Osten von der Oder-Neiße-Linie bis nach Königsberg und Memel von seinen rechtmäßigen Bewohnern unter dem Zwang des verlorenen Krieges entblößt. Zu vielen Millionen leben sie in der Diaspora Restdeutschland, und Nachfahren Dschingis Khan sitzen in der Dünenlandschaft und errichten dort und im Samland Abschlußbasen für interkontinentale Atomraketen. Die Elche sind ausgerottet, fremde Laute erfüllen Ortschaften und Wälder. Verlassen liegen die Dünen, die einstmals zahllosen Erholung suchenden deutschen Menschen stille Freude bereiteten. Asiatische Unkultur, jedem deutlich, der einmal russische Friedhöfe in ihrer grenzenlosen Verwahrlosung erlebte, läßt dieses schöne Land verrotten.

Sehnsüchtig schweifen die Blicke der Heimatvertriebenen immer wieder in die Himmelsrichtung, in der sie ihre geliebte, unvergeßliche Heimat liegen wissen. Ihr Herz ist schwer, und häufig genug mögen Tränen ihre Augen verdunkeln. Aller Gemüter aber bewegt eine unaufhörliche bange Frage: Ist jenes Land, das Land unserer Väter, unsre, unsre Heimat — ist sie auf ewig verloren? Dürfen wir das zulassen, indem wir uns in ein Schicksal ergeben, das unvermeidlich scheint? Sind jene deutschen Politiker im Recht, die nach öffentlichen Äußerungen dazu neigen, aus kalten Verstandesgründen, genannt Politik, über das Leid von



Das Thomas-Mann-Haus

Der große deutsche Romancier kam zu einem Tagesbesuch nach Nidden — und baute hier ein Sommerhaus mit dem mächtigen Schilfdach. Aufnahme: Schapok

Millionen Deutschen aus Schlesien, Pommern, West- und Ostpreußen hinwegzusehen und vorzeitig und ungebeten zu verschenken, was sie im Gegensatz zu den Ostflüchtlingen nie besessen haben? Darf man auch nur einen einzigen Gedanken an die resignierende Aufgabe heiligen Heimatbodens wagen?

Darf es eine deutsche Irredenta nicht geben, für die gläubigen und heißen Herzens, wenn es sein muß generationenlang, gekämpft wird, so wie Polen durch Jahrhunderte und Frankreich durch Jahrzehnte mit allen Mitteln und bitteren Opfern um Gebiete rang, die aufzugeben sie nie bereit waren?

„Es kommen Stunden, wo das erschütterte Gepreßte Herz umsonst in der Hoffnung Land

Sich flüchtet, wo umsonst die erzenen Waffen die Weisheit entgegenstemmt...“ (Hölderlin)

1909 nach Nidden

Aus einer bisher noch unveröffentlichten Selbstbiographie von Max Pechstein entnehmen wir die schon in die Kunstgeschichte eingegangene erste Fahrt des bekannten Malers nach Nidden.

„Meine Wahl fiel auf Nidden an der Kurischen Nehrung. Wie ich in diese Gegend gelangen würde, wußte in Berlin niemand mir verlässlich zu sagen. Auch in Königsberg, wohin ich zunächst fuhr, riet man mir vorerst, es einmal von Tilsit aus zu versuchen. 1909 gab es noch nicht den Dampferverkehr von Cranz bis Memel. Das war mir nur recht. So lernte ich vorher noch die Memelniederung kennen. In Tilsit selbst wurde mir gesagt, daß der einzige alte Raddampfer „Kondor“ zwar wöchentlich einmal im Kurischen Haff hinauf- und hinabfuhr, daß er auch Passagiere zum Aus- und Einbooten mitnehme, ich aber zu spät gekommen sei. Indes ich könne ja sehen von Heydekrug aus nach der Nehrung zu gelangen. Dort sei Wochenmarkt, die Fischer von Nidden kämen herüber, um ihren Bedarf einzukaufen. Also fuhr ich nach Heydekrug, wartete da und füllte die Zeit mit Erkundungsgängen in der Umgebung aus. Zum Markttag erwischte ich auch einen kurischen Keitelkahn, dessen Fischer bereit war mich zu befördern. Er hatte wohl für das halbe Fischerdorf eingekauft, die Ferkel quiekten, die Hühner gackerten, in ihren Verschlagen sicher verwahrt und festgezurr an Deck. Auch eine junge Sterke lugte, auf der windigen Überfahrt etwas ängstlich ob des wacklichen Bodens, den sie unter den Hufen verspürte. Mir selbst war so hoffnungsfroh wie einem Entdecker, der nach Neuland unterwegs ist.

Und ich fand es auch. Eine wundervolle Landschaft mit ihrem harten Menschenschlag, dem der Fischerberuf einen eignen Typ gegeben hatte. Nach längerem Hin und Her erhielt ich Unterkunft bei Martin Sakuth, einem Hünen von einem Menschen mit einem ebenso großen, offenen Herzen. Eine kleine leere Fischerhütte am Haff, die ihm gehörte, räumte er mir ein. Darin konnte ich allein, ungestört von andern Menschen, hausen und arbeiten. So tastete ich mich allmählich in vielen Skizzen an die Natur, die gewaltigen Wanderdünen, an das Haff heran und so erlebte ich zum ersten Male den mich berausenden ewigen Rhythmus des Meeres.

Die Erinnerung an Verlorenes, das innig geliebt wurde, ist ein merkwürdig Ding. Je ungewisser die Aussichten auf Wiedergewinnung, desto leuchtender das Erinnerungsbild.

So nimmt auch die Erinnerung an die verlorene ostdeutsche Heimat allmählich sakrale Formen an. Mehr und mehr wird die Wirklichkeit zum wesentlichen Schemen, und aus der versinkenden Dämmerung schmerzlicher Erinnerungen steigt herauf Eduard Mörikes Orplid, das Land der Träume...

Du bist Orplid, mein Land,
das ferne leuchtet.

Vom Meere dampfet dein besonnter Strand

Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.
Uralte Wasser steigen

Verjüngt um deine Hüften, Kind...

Vor deiner Gottheit neigen

Sich Könige, die deine Wärter sind."

Ich wurde vertraut mit allen Einheimischen, und sie erschlossen sich mir. Wie sie lebte ich in der Hauptsache von der Ernte des Fischers im Wasser, vom Fisch in jeglicher Form und in jeder Art hergerichtet. Vom ersten bis zum letzten Tag drückte mich kein Schuhwerk, barfuß schritt ich einher, ohne mir etwas Besonderes zu denken. Bis in den tiefen Herbst blieb ich da, und es erfüllte mich mit Wonnen der Besucherfreude, wenn ich durch morgendlichen Tau vor Aufstieg des Sonnenballes zur Arbeit ging...

Ich zeichnete und malte die Dünen, das Meer, die Wellenlinien, die Wogenkämme, den schäumenden Gischt, die rudernden, gegen die Elemente ankämpfenden, über den Strand trottelnden, Netze flickenden oder im Rettungsboot dahinjagenden Fischer und ihre Frauen und Mädchen beim Bad auf überflutetem Küstensand. Die ruhenden Kähne mit ihren steilen Masten, Wolken und Sturm. Ich konnte nichts voneinander trennen, meine Kunst und die Arbeit als Fischerknecht und die damit verbundenen Freuden...

Ludwig Passarge (1825—1912)

Auf der Düne

Eine Wanderung um die Jahrhundertwende

Ich machte mich auf und ging längs dem Haff, bald am Strande, bald auf der steilen Uferhöhe, nach Norden zu, der Dünenwelt entgegen, in die ich schon vom Dampfboot aus einen Blick geworfen hatte. Die Eichen und Kiefern des Waldes, die man als einen Urwald wohl bezeichnen kann, zeigen die schönsten Formen, so daß ich mir das Entzücken eines Malers denken darf, der hierher käme, um zu studieren...

Ich ging weiter durch das dichte Wacholdergebüsch des Waldes; ich wußte, was ich zu erwarten hatte, und doch, da ich nun an die letzte Waldecke kam, der Wald nach links zurücktrat, einen bewaldeten Cirkus, die Gekinn, bildend, und mir gerade gegenüber ein ungeheurer Dünenwall sich bis in das Haff zur Rechten niedersenkte, da war mir doch zu Mute, als ob sich mir ein Unerhörtes, Unge-

ahntes vor das Auge stelle, etwas so Erhabenes und so Erdrückendes, daß es durch meine Nerven bebte und ich erschüttert stille stand. Und glaube man nicht, daß es ein zufälliger Eindruck von dieser Größe war. Ich behaupte, nachdem ich ruhig geworden, daß ich mit diesem Anblicke nichts vergleichen kann, als den des Meeres oder der Alpen...

Von der Höhe des ersten Hügels, gleich über dem bedrohten Wald, gibt es eine wunderbare Umschau. Nach Norden, bis nach Memel erstreckt sich die unübersehbare Sandwüste, begrenzt von den beiden Meeren. Nach Süden sieht man weit über den Schwarzort Wald, der sich fast eine halbe Meile lang dehnt, bis dahin, wo sich die Dünen der Nehrung im Horizonte verlieren, wahrscheinlich bis Nidden; ein gewaltiger Anblick.

Über dem Haff zur Linken glänzte die Sonne, so daß die ganze Wasserfläche glitzerte und das Auge geblendet den Anblick kaum ertragen konnte, in weiter Ferne verlor sich die Fläche und man erblickte das jenseitige Ufer des Haffs, flach und ohne hervortretende Punkte. Zur Rechten aber über dem tiefdunklen Meere standen Gewitterwolken, die allmählich den Himmel bezogen und nun mit der Sonnenhelle im Osten einen Kontrast bildeten, der schärfer gar nicht zu denken war. Die Nehrung bildete gerade die Wasserscheide. Bald wurde sie in tiefsten Schatten gehüllt, bald glänzte der Dünen sand im grellsten Sonnenlichte.

Wohl befindet sich der Wanderer nur einhundertundsiebzig Fuß über dem Niveau der See; aber nicht die Dinge an sich bestimmen den Eindruck, sondern die Vorstellung von ihnen, und der Fremde wird sich mit eigentümlichen Empfindungen vergegenwärtigen, daß diese Masse, darauf er steht, aus unzähligen Sandkörnern, also aus Individuen besteht, welche aus dem Meere aufgebaut, weitergewandert, sich aneinandergeschlossen und endlich diesen Berg gebildet haben. Ein jedes dieser Körner ist eine Stunde lang gewandert, hat Flügel gehabt, ist von der Luft davongetragen und nach kurzem Leben zu Boden gefallen und von den nachfolgenden Genossen begraben worden. So ruht es jahrelang, erst dicht unter der Oberfläche, dann weiter, tief im Schoße des Berges. Aber wie die Jahre verrinnen, nähert es sich mehr und mehr seiner Auferstehung auf der andern Seite des Berges. Es fällt die Hülle. Der Wind stürzt in den Berg. Wieder das kurze Traumleben.

An dieses Schicksal eines Sandkornes wird der Wanderer gemahnt, wenn er auf der Gipfelkante steht und den Blick ringsum sich schweifen läßt. Dort ein Meer, hier das andere. Ein reiches Fruchtländchen bedroht von Unholden, die in den glühenden Nebelduft verschleiert, verschwommen daliegen.

Und die nächste Nähe wird zur fernsten Ferne.

(Aus dem, mit herrlichen Aufnahmen geschmückten Bildkalender „Schönheit der Natur“, erschienen im Obpacher Buch- und Kunstverlag, München). Libro-Preis

Die Frauen von Nidden

Agnes Miegel

Die Frauen von Nidden standen am Strand
Über spähenden Augen die braune Hand,
Und die Boote nahten in wilder Hast,
Schwarze Wimpel flogen züngelnd am Mast.

Die Männer banden die Kähne fest
Und schrieen: »Drüben wütet die Pest!
In der Niederung von Heydekrug bis Schaaken
Gehen die Leute im Trauerlaken!«

Da sprachen die Frauen: »Es hat nicht Not,
Vor unsrer Türe lauert der Tod,
Jeden Tag, den uns Gott gegeben,
Müssen wir ringen um unser Leben,

Die wandernde Düne ist Leides genug,
Gott wird uns verschonen, der uns schlug!« -
Doch die Pest ist des Nachts gekommen
Mit den Elchen über das Haff geschwommen.

Drei Tage lang, drei Nächte lang,
Wimmernd im Kirchstuhl die Glocke klang.
Am vierten Morgen, schrill und jach,
Ihre Stimme in Leide brach.

Und in dem Dorf, aus Kate und Haus,
Sieben Frauen schritten heraus.
Sie schritten barfuß und tiefgebückt,
In schwarzen Kleidern, buntgestickt.

Sie klotzen die steile Düne hinan,
Schuh und Strümpfe legten sie an
Und sie sprachen: »Düne, wir sieben
Sind allein noch übrig geblieben.

Kein Tischler lebt, der den Sarg uns schreint,
Nicht Sohn noch Enkel, der uns beweint,
Kein Pfarrer mehr, uns den Kelch zu geben,
Nicht Knecht noch Magd ist mehr unten am Leben, -

Nun, weiße Düne, gib wohl acht:
Tür und Tor ist Dir aufgemacht,
In unsre Stuben wirst Du gehn
Herd und Hof und Schober verwehn, -

Gott vergaß uns, er ließ uns verderben.
Sein verödetes Haus sollst Du erben,
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben, -
Nur, Mütterchen, komm uns zu begraben!

Schlage uns still ins Leichentuch,
Du unser Segen, - einst unser Fluch.
Sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh«, -

Und die Düne kam und deckte sie zu.

Niddener

Ein Blatt der Erinnerung von Gertrud Papendick

Ganz leicht schlägt die kleine Haffwelle an den Strand, fällt zurück und kommt wieder, immer von neuem. Drüben hinter dem weiten, zartblauen Wasser zieht sich der Küstenstreifen der Niederung hin, von der die Niddener im Sommer ihr Heu in hochbeladenen Kähnen herüberholen. Denn der Sandboden der Kurischen Nehrung trägt nur Wald und magere Weide, kein Korn und kein Gras, das man ernten könnte.

Sie leben vom Fang und von den Fremden. Die Fischerhäuser, niedrig, rohgedeckt, mit tiefblauen Fensterläden, stehen dicht am Haff, ein jedes hat seinen Steg, und daran liegt das breite, dunkle Boot mit hohem Mast und dem mächtigen holzgeschnitzten Wimpel, der Figuren und Bilder und in der Mitte das schwarzweißgekreuzte Ortsschild von Nidden trägt. Am Abend, wenn im untergehenden Licht der silberne Glanz des Wassers zu verblassen beginnt, fahren von der ganzen langgestreckten Stirnlinie des Dorfes die Boote aus — hier und da und dort — es sind zehn und zwölf und immer noch neue und immer noch mehr, bis die braunen und roten Segel alle miteinander wie eine Schar großer Vögel über die weite Fläche davonziehen, kleiner und ferner werden und in der Dämmerung verschwinden.

Man muß einmal dabei sein, wenn die Fischer den Fang hereinholen. Man muß ihnen zusehen, wenn sie die Netze trocknen und die Aale räuchern, oder wenn sie den Kahn, der ihr kostbarster Besitz ist, auflegen und instandsetzen. Dann begreift man es wohl, was für ein hartes Brot das ist. Fische sind billig, sie bringen wenig ein. Und dagegen steht lauter Mühe, Sorge und Gefahr. Denn das Haff, dieser glatte, lockende Spiegel, hat seine finsternen Geheimnisse, Tage voll Nebel, Nächte voll Sturm und bitterkalte Winter.

Die vielen Gäste, die jeden Sommer kommen, manche weither, wissen zumeist nichts davon und denken kaum darüber nach. Der ganze Ort ist voll von ihnen, sie wohnen in den Gasthäusern und in den Fischerhäusern mit den kleinen Gärten an der Straße, die bunt sind von Malven, Glockenblumen und mannshohen Sonnenblumen. Sie halten ihre leuchtenden Gesichter in einer sauberen Reihe über den Zaun. Es ist gut, hinter den Gärten zu wohnen in den kleinen, sauberen Zimmern — es ist so, daß die gleichen Gäste immer wieder kommen und mit ihren Wirten gut Freund werden. Erst wenn die Niddener unter sich miteinander reden, dann merkt der Fremde, daß ihm ihre Welt immer verschlossen bleibt. Denn sie sprechen Kurisch, die alte Sprache ihrer Väter, die niemand sonst versteht.

Die Fischer heißen Bulbis, Detzkeit, Lasdehn, Sakuth, — die meisten Sakuth. Es gibt so viele Sakuths in Nidden, daß sie nummeriert werden müssen: Martin Sakuth III, Johann Sakuth IV. Aber sie sind, wie sie sagen, nicht etwa verwandt mit den Sakuths aus Schwarzort, nein, durchaus nicht. Martin Froese, Fischwirt und Standesbeamter, ist ein Mann wie ein Eichbaum, und von so viel schlichter menschlicher Würde, daß man sich richtig zusammenreißen muß, um vor ihm bestehen zu können. Der andere Froese, jenseits der Dorfstraße, ist der Geschäftsmann des Ortes. Ihm gehört der Laden und das Marktschiff, das nach Preil und Perwelk hinauffährt und hinüber nach der Niederung und bis in den Rußstrom.

Zwischen Haff und See steht der Wald, durch den die alte Poststraße über die Nehrung nach Memel führt. Es ist der Fluchtweg der Königin Luise im Winter 1807. Man braucht fast eine halbe Stunde vom Dorf bis zur See; aber dieser Wald — Kiefern und Kiefern und viele Birken — ist weit und licht, Sonne und Schatten spielen auf seinen Wegen, er duftet und klingt, es ist ein wunderbarer, lebendiger Wald, eine unmeßbare Fülle von Beeren reift in seiner Tiefe, die Vögel singen in seinem Geäst, und ein Rudel Pferde schweift frei hindurch, es taucht an einer sandigen Schneise aus dem Dunkel, weidet ein wenig auf einer grasigen Lichtung und ist plötzlich wieder verschwunden. Es ist, als ginge man im Garten des Paradieses um. Weiter nach Norden, wo der Boden mooriger wird, und der Ellernbestand zunimmt, wo die Stille wächst und wächst, zieht der Elch, uralt und geheimnisvoll durch sein verwunschenes Reich. Hinter dem Wald rollt die See an den weiten, weißen, menschenleeren Strand.

Im Süden aber steht die Hohe Düne über dem Dorf. Man sieht ihre mächtige Wand mit der hochragenden scharfen Kammlinie steil über der Haffbucht, weißglänzend im Mittagslicht, vergoldet von der Abendsonne, grauweiß in der Finsternis, gelb im Gewitter, — bald fern und bald nah, verlockend, verheißend und drohend, urweltlich und rätselhaft. Sie leuchtet gespenstisch im Mondlicht, sie nimmt die Farbe der Wolken auf, die über ihr dahinziehen, und all die ständig wechselnden Lichter und Töne dieses ungeheuren Himmelsraumes über den Wassern.

Die Hohe Düne ist das große Geheimnis von Nidden, man wird es niemals ergünden. Man kann sie besteigen in mühevoller, stundenweisem Gang, man kann auf ihrer Höhe entlangwandern, elf Kilometer bis nach Pillkopen durch Sand und Sand und Sand. Und am Ende des Weges ist sie fremd und unbegreiflich wie je. Und wer einmal anhält und Rast hält auf diesem gewaltigen Rücken, der in undenklichen Zeiten aus der See herangeweht worden ist, der findet nicht leicht wieder zurück zu der Tiefe und Enge, aus der er kam. Denn von dort oben geht der Blick frei über die Welt, der schmale Streifen Land zwischen den Wassern wächst in die Ferne und verdämmert im Dunst. Das Haff tief unten ist ein stilles Wasser der Träume, und drüben brandet die See, weit offen, mächtig und ohne Grenzen. Am Fuß des Dünenhanges liegt die steppenartige Niederung, die den alten Pestkirchhof birgt; wo der Graswuchs aufhört, beginnt mit Sand und Sand und lastender Stille das „Tal des Schweigens“.

Das Dorf ist fern und sehr klein, das alltägliche Leben ist weit fort, man braucht es nicht mehr, man will es nicht mehr, und alle Bindungen sind gelöst. Doch der magische, der makellose Sand rieselt unaufhörlich, und so rinnt die Zeit. Keiner kann hinterher sagen, ob es Stunden waren, Tage oder Jahre, die er dort oben gesessen hat, weitab von der Welt, hoch überm Leben, selber nur ein verlorenes Sandkorn in der grenzenlosen, urewigen Einsamkeit ...

Das alles war einst. Die Hohe Düne und das Dorf, Wasser und Wald, die kleinen Häuser und die Gärten, die braunen Kähne mit dem Wimpel am Mast und darüber der große Himmel, — es ist heute alles nur noch ein Bild, das jeder, der es kannte und liebte, unvergänglich in sich trägt: Urland und Traumland im Osten.



Am Haffstrand von Nidden

Foto: Wichmann - Lübeck

UNSER HEIMATGEDICHT

Mein Heimatland

Sie sagen all, Du bist nicht schön,
Mein trautes Heimatland,
Du trägst nicht stolze Bergeshöh'n,
Nicht rebengrün Gewand.
In Deinen Lüften rauscht kein Aar,
Es grünt kein Palmenbaum,
Doch glänzt der Vorzeit Träne klar
An Deiner Küste Saum.

Und gibst dem König auch kein Erz,
Nicht Purpur, Diamant,
Klopft in Dir doch das treueste Herz
Für's heil'ge Vaterland.
Zum Kampfe lieferst Du das Roß,
Wohl Tonnen Goldes wert,
Und Männer stark zum Schlachtentroß,
Die kräft'ge Faust zum Schwert.

Und wenn ich träumend dann durchgeh'
Die düst're Tannennacht,
Und hoch die mächt'gen Eichen seh'
In königlicher Pracht,
Wenn rings erschallt am Memelstrand
Der Nachtigallen Lied
Und ob dem fernen Dünensand
Die weiße Möwe zieht:

Dann überkommt mich solche Lust,
Daß ich's nicht sagen kann,
Ich sing ein Lied aus voller Brust,
Schlag froh die Saiten an.
Und trägst Du auch nur schlicht Gewand
Und keine stolzen Höh'n,
Ostpreußen, hoch! mein Heimatland,
Wie bist Du wunderschön!

JOHANNA AMBROSIOUS



NIDDEN 1913

Ein Reclam-Bändchen mit einem Stück Kunstgeschichte

Das Reclam-Bändchen B 9091 können wir allen Nehrungsfreunden empfehlen. Das schmale Heftchen enthält 18 Reproduktionen von Werken Karl Schmidt-Rottluffs, die in Nidden kurz vor dem ersten Weltkrieg entstanden. Gerhard Wietek kommentiert sachverständig die Werke des bekannten Brücke-Malers aus der Niddener Zeit und stellt sie in den Zusammenhang des Gesamtwerkes. Einige Briefe des Malers geben Einblicke in eine starke Künstlerpersönlichkeit. Den Schluß bilden einige Zeugnisse bekannter Zeitgenossen über die Kurische Nehrung: Humboldt, Pechstein, Passarge und Thomas Mann.

Schmidt-Rottluff kam Ende Mai 1913 auf die Kurische Nehrung. Eine Postkarte an einen Freund meldete lakonisch: „Wie es scheint, bin ich für einige Zeit hier in Nidden gelandet. Eine merkwürdige Gegend das!“ Wenige Tage vor seiner Abreise aus Berlin hatte er mit seinen Freunden die seit sieben Jahren bestehende Künstlervereinigung „Die Brücke“ aufgelöst. Er stand nun völlig auf eigenen Füßen, und obwohl es ihn stets an die Küsten von Nord- und Ostsee zog, sollte nie wieder ein Aufenthalt am Meer so fruchtbar für ihn werden wie die drei Niddener Monate. Die Anregung zum Niddenbesuch hatte er von Max Pechstein erhalten, der bereits 1909 und 1911 zwei lange Sommer auf der Nehrung verbracht hatte und voll ihres Lobes war. Schmidt-Rottluff kam von Berlin über Königsberg nach Cranz und benutzte die gerade neu eröffnete Schiffslinie von Cranzbeek über das Haff nach Nidden, wo er bei dem gleichen Fischer Martin Sakuth wohnte, der schon Pechstein Quartier gewährt hatte. Die Rückreise wurde von Nidden nach Memel mit dem Schiff, von dort mit der Bahn (über die Masurischen Seen) angetreten.

Das Bändchen läßt drei Niddener Themenkreise erkennen: Landschaften (Leuchtturm, Kiefernwald, Fischerhäuser), Kurenkähne und Akte badender Mädchen. Von dem „monumentalen“ Impressionismus, der in Wahrheit schon reinsten Expressionismus ist, kann man keine „schönen“ Bilder erwarten. Die Wirklichkeit wird auf die einfachsten Formen reduziert. Es ist ein strenge, „spartanische“ Art der Malkunst. Auch mit dem Pinsel werden holzschnittartige Effekte angestrebt und erreicht. Wie Schmidt-Rottluff ohne Kirchner und Nolde nicht denkbar ist, so hat er auch selbst ganze Künstlergenerationen beeinflusst.

Vor allem hat er sich mit diesem einen Nehrungsaufenthalt, der nie wiederholt wurde, in die Kunstgeschichte Niddens eingetragen, in der als erster der Westpreuße Ernst Bischoff-Culm steht, dem Alfred Partikel, Fritz Burmann, Eduard Bischoff, Karl Eulenstein, Richard Birnstengel, Gerhard Eisenblätter, Fritz Heidingsfeld, Helge Tanck, Will Sohl und der zu einem echten Niddener gewordene Ernst Mollenhauer folgten. Hak.

NIDDEN 1913

Ein Reclam-Bändchen
mit einem Stück Kunstgeschichte

Das Reclam-Bändchen B 9091 können wir allen Nehrungsfreunden empfehlen. Das schmale Heftchen enthält 18 Reproduktionen von Werken Karl Schmidt-Rottluffs, die in Nidden kurz vor dem ersten Weltkrieg entstanden. Gerhard Wietek kommentiert sachverständig die Werke des bekannten Brücke-Malers aus der Niddener Zeit und stellt sie in den Zusammenhang des Gesamtwerkes. Einige Briefe des Malers geben Einblicke in eine starke Künstlerpersönlichkeit. Den Schluß bilden einige Zeugnisse bekannter Zeitgenossen über die Kurische Nehrung: Humboldt, Pechstein, Passarge und Thomas Mann.

Schmidt-Rottluff kam Ende Mai 1913 auf die Kurische Nehrung. Eine Postkarte an einen Freund meldete lakonisch: „Wie es scheint, bin ich für einige Zeit hier in Nidden gelandet. Eine merkwürdige Gegend das!“ Wenige Tage vor seiner Abreise aus Berlin hatte er mit seinen Freunden die seit sieben Jahren bestehende Künstlervereinigung „Die Brücke“ aufgelöst. Er stand nun völlig auf eigenen Füßen, und obwohl es ihn stets an die Küsten von Nord- und Ostsee zog, sollte nie wieder ein Aufenthalt am Meer so fruchtbar für ihn werden wie die drei Niddener Monate. Die Anregung zum Niddenbesuch hatte er von Max Pechstein erhalten, der bereits 1909 und 1911 zwei lange Sommer auf der Nehrung verbracht hatte und voll ihres Lobes war. Schmidt-Rottluff kam von Berlin über Königsberg nach Cranz und benutzte die gerade neu eröffnete Schifflinie von Cranzbeek über das Haff nach Nidden, wo er bei dem gleichen Fischer Martin Sakuth wohnte, der schon Pechstein Quartier gewährt hatte. Die Rückreise wurde von Nidden nach Memel mit dem Schiff, von dort mit der Bahn (über die Masurischen Seen) angetreten.

Bändchen läßt drei Niddener Kreise erkennen: Landschaften (Haff, Kiefernwald, Fischerhäuser), Figuren und Akte badender Mädchen in dem „monumentalen“ Impressionismus, der in Wahrheit schon reinster Expressionismus ist, kann man keine „reinen“ Bilder erwarten. Die Wirklichkeit wird auf die einfachsten Formen reduziert. Es ist ein strenge, „spartanische“ Malkunst. Auch mit dem Pinsel werden holzschnittartige Effekte angebracht und erreicht. Wie Schmidt-Rottluff von Kirchner und Nolde nicht denkbar so hat er auch selbst ganze Künstlergenerationen beeinflußt.

Vor allem hat er sich mit diesem einen Niddenaufenthalt, der nie wiederholt wurde, in die Kunstgeschichte Niddens eingetragen, in der als erster der Westpreußen Ernst Bischoff-Culm steht, dem folgten Partikel, Fritz Burmann, Eduard Hoff, Karl Eulenstein, Richard Birnbaum, Gerhard Eisenblätter, Fritz Heisfeld, Helge Tanck, Will Sohl und schließlich zu einem echten Niddener gewordenen Ernst Mollenhauer folgten.

Hak.

Nidden

Auf Elchfährte.

Gegen Mittag legt unser Dampfer in Nidden an. Die litauische Paß- und Zollkontrolle erscheint. Die Leute benehmen sich ganz manierlich und betrachten sich unsere Koffer nur von außen. Dann gehts an Land zum Hotel „Königin Luise“. Nach der Wasserfahrt schmeckt das Essen vorzüglich. Wir erkundigen uns, wie man am besten ins Elchrevier kommt, denn diese Tiere müssen wir unbedingt sehen. Der Wagen wird angespannt. Wir steigen auf, dann gehts zum Ort hinaus auf die alte Nehrungspoststraße. Die Sonne brennt, und die Luft ist schwül. Kein Lebewesen begegnet uns, alles ist friedlich still. Das eine von unsern Pferdchen zieht recht brav, aber das andere hat keine Lust. Es angelt so lange mit dem Schwanz in der Luft herum, bis es das Lenkseil gefaßt hat, dann klemmt es dieses unter den Schwanz, und der Kutscher kann nichts mit ihm aufstellen. Der sieht sich das eine ganze Weile mit an, bis es ihm aber doch zu bunt wird. Er steigt ab und hält dem Widerspenstigen eine Predigt, in der viel von „Dammliche Krät“ die Rede ist. Scheinbar hat es auch genügt, denn der Widerstand ist gebrochen. Einträchtig ziehen die beiden Braunen nun mit dem Wagen weiter. Wir sind ja schon so aufgeregt. Hinter jedem Baum vermuten wir Elche, aber immer ist es eine Täuschung. Wir biegen von der Poststraße, auf der wir wohl eine Stunde gefahren sind, ab und fahren auf einem ganz engen Pfad durch den Wald. Oft ist der Wagen bis zu den Achsen im Wasser, dann gehts wieder über Sandboden. Unsere Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Der Kutscher beruhigt uns. Er sagt, daß wir bestimmt Elche zu sehen bekommen. Unterwegs treffen wir auf einen Fuchs. Scheinbar hat er ein schlechtes Gewissen, denn er ergreift schleunigst die Flucht. Ab und zu lugt auch mal ein kleines Reh aus dem Grün, um dann schnell bei unserm Anblick zu entfliehen. Aber wo bleiben die Elche? Da — unser Kutscher hält den Wagen plötzlich an und zeigt mit der Peitsche auf das Dickicht vor uns. Wir sehen erst nichts. Aber er hat geübtere Augen. Jetzt erkennen wir ihn auch, den ersten Elch. Er bedauert uns auch, frißt aber ruhig weiter die Zweige ab und kümmert sich nicht weiter um uns. Wir sind noch ganz in seinen Anblick versunken, als in der etwas entfernteren Richtung ein zweiter und dritter erscheint. In majestätischer Ruhe ziehen sie dahin. — Vater hatte mir schon früher, als wir mal im Altonaer Museum einen ausgestopften Elch sahen, erzählt, daß in seiner Heimat noch solche Tiere leben. — Herlich war der Anblick. Die hohen hellen Beine tragen den mächtigen dunkelbraunen Körper, auf dem Kopf stehen die Riesenschaukeln des Geweihs. Wir fahren weiter in den Wald hinein und stöbern dort zwei Muttertiere mit ihren Jungen auf. Sie fürchten aber scheinbar für das Wohlergehen der Kleinen und ziehen weiter durch den Sumpf in das schützende Dickicht hinein. Plötzlich rauscht und kracht es vor uns im Gestrüpp. Ein mächtiger Elch, der dort gelegen, erhebt sich vor uns. Ich habe Furcht, daß er uns angreifen könne, so drohend steht er vor uns. Aber nachdem er uns und wir ihn lange genug betrachtet haben, begibt er sich mit einem gewaltigen Sprung über eine Sumpfstelle in das Dickicht. Die Zweige schließen sich hinter ihm und lassen ihn verschwinden. Wir treten den Heimweg an. Die Sonne ist inzwischen hinter Wolken verschwunden. Der ganze Himmel sieht bleigrau aus. Der Kutscher treibt die Pferdchen zu eiligerem Lauf an. Als wir noch ein ganzes Stück vom Dorf entfernt sind, fallen schon die ersten Regentropfen. Wir ziehen unsere Mäntel an und hüllen uns in die Decken. Von Nidden kommen uns einige Fischer in Delzeug entgegen, die nach ihren Booten und Netzen sehen wollen, da ein Unwetter im Anzuge ist. Wir erreichen endlich unser Hotel. Raun sind wir unter dem schützenden Dach, da geht der Tanz draußen los. Blitze fahren durch die Wolken, Donner kracht, der Regen rauscht, der Sturm heult! Das Unwetter hält die ganze Nacht an bis zum grauen Morgen, der die Sonne wieder hinter den Wolken hervorlockt.

„Ein unzerreißbares Band . . .“

Hermann Sudermanns Bindung an Heydekrug — Von Arnold Grunwald

Heydekrug ist Kreisort und Marktflecken, der zusammen mit drei oder vier sich daran schließenden, langgestreckten Dörfern ein durchaus städtisches Gemeinwesen bildet — so berichtet uns Hermann Sudermann. Die Bürger kleinstädtisch in Kasten geschieden, Honoratioren, Mittelstand, Handwerker und die Namenlosen. Daß sich der Vater als Brauereibesitzer nicht zur ersten Klasse rechnen wollte und durfte, war der große Schmerz des Dichters in seiner Kindheit. Auf diese Zurücksetzung des Vaters führte er später seinen eigenen Ehrgeiz, Trotz, Fleiß und sein Streben zur Höhe zurück.

Geboren wurde er am 30. September 1857 in dem benachbarten Gute Matzicken, wo sein Vater Pächter der Gutsbrauerei war. Hier verlebte der Knabe eine glückliche Jugendzeit; die tiefen Wälder mit ihren dunklen Geheimnissen, die weite Heide mit ihrer unendlichen stillen Vorträumtheit, die unabsehbare Eisfläche der überschwemmten Niederung mit ihren waghalsigen Schlittschuhfahrten waren ihm bis ins hohe Alter unvergeßlich, und er, der in weiten Reisen alle Herrlichkeiten der Welt erfahren hatte, bekennt noch als Fünfundsechziger, daß ihm das Schönste von allem seine arme litauische Heimat gegeben habe. Hier hatte sein Vater, „der stille Mann“, noch „seinen Gottesanteil an Freude, der jedem Menschenkinde beschied ist“ und zu dem „das Glück selber die Musik macht“. Seine Mutter hatte sich ein Liederheft angelegt und „lieber gleich selber vollgedichtet“, und Lachen und zweistimmiger Gesang erfüllten damals oft das Elternhaus. Die Mutter war „eine geschäftige kleine Frau; sie wusch und schneiderte, sie polierte und zimmerte, sie putzte und plättete immerzu. Das Lichtchen an ihrem Bette brannte bis zur Morgenhelle, und wenn mein Vater nachts aufstehen mußte, weil Maische abzulassen oder nach der Gärung zu sehen war, dann war sie es, die ihn wachrief“.

Fleiß und Sparsamkeit ermöglichten es, die Anzahlung für den Bau einer eigenen Brauerei in Heydekrug selbst zurückzulegen. Siebenjährig bezog Hermann 1864 mit seinen Eltern das neue Heim. Aber das Glück kam nicht mit; Frau Sorge zog ein und hob fünf und zwanzig Jahre nicht mehr ihren grauen Schleier. Notzeiten und gewandtere Konkurrenz ließen ständigen Ruin befürchten, und der Vater wurde vergrämt und verbittert bis zur Verzweiflung.

Not im Elternhaus

Der Dichter spricht rückblickend von dem tiefgreifenden Einfluß, den die ersten Schuljahre in Heydekrug auf seine geistige Entwicklung gehabt hätten.

„In ihnen habe ich die Leidenschaftlichkeit kennengelernt, mit der man eine Überzeugung pflegen und vertreten kann“; auch die Jahre des Alterns hätten diesen Brand nicht löschen können. Aber wichtiger erscheint uns die starke Förderung seiner Phantasie in diesen Jahren. Konnte schon die Großmutter Raabe wundervoll erzählen, so war ihr die sonst als Lehrerin etwas bedenkliche Pfarrerswitwe mindestens gewachsen. „Was sie auch immer vortrug, hatte Phantasie und schuf Phantasie.“

Schon früher hatte das bloße Wort „Theater“, wenn die Eltern Vorführungen in der „Ressource“ besuchten, das Kind elektrisiert und unverstanden unfaßliche Herrlichkeiten träumen lassen; jetzt fielen ihm zehn Jahrgänge der damals beliebten Zeitschrift „Gartenlaube“ in die Hand, und fast überschwinglich spricht der alte Dichter von dem Dank, den er ihren Bänden lebenslang schuldete. „Sie hat mir Geist und Herz geweitet, hat die Fülle der inneren Bilder ins Unendliche vermehrt und meinen Überzeugungen endgültig Richtung gegeben. Die hellleuchtende Phantasie schuf zu dem

einen Knabendasein noch Dutzende anderer Leben hinzu, die ich schauend und träumend weiterspann, bis ich nicht wußte, in welches von ihnen recht eigentlich dieser Körper gehörte.“ Und schon erfüllte erste Kinderliebe sein Herz mit seligen Schauern. Aber sonst ging es ihm in der Schule miserabel. Der stille, scheue Knabe, der gern einsame Wege suchte, wurde von seinen robusteren Schulkameraden hochgenommen und nach Kräften gequält; hochfahrend schlossen sie ihn von Spielen und Spaziergängen aus und verspotteten ihn wegen seiner ärmlichen, von der Mutter geschneiderten Kleidung, sie „durchtränkten seine leicht verwundbare Seele mit dem ätzenden Gifte der Demütigung und Verbitterung“, sie gaben ihm „das Gefühl zu kosten, daß er etwas Geringeres sei als die anderen“, und sie „schufen in ihm die Stimmung des Gedrückt- und Gedücktseins“, die ihn bis ins Alter hinein lähmte. Dazu kam die quälende, immer gleichbleibende Not des Vaters; ganze Nächte lang hörte der Sohn durch den Fußboden ihn stöhnend im Zimmer umherlaufen und seine Mutter selber weinend ihm Trost zusprechen. „Wer mit solchen Tönen im Ohr, mit solchen Bildern vorm Auge ins Leben tritt, der ist dem holden Leichtsinne verloren; mögen auch alle Instinkte in ihm der Freude entgegenstreben, er wird sich ins Dunkel gebannt fühlen.“ Aus diesen Erlebnissen und Stimmungen erwuchs später sein Erstlingsroman „Frau Sorge“.

Doch einstweilen galt es, den ersehnten Aufstieg durch Schulbesuch zu ermöglichen. Und hier ist in höchsten Tönen das hohe Lied auf die wundervolle Mutter des Dichters zu singen. Trotz aller Armut und dem fast erbitterten Widerstand des Vaters wußte sie durch eigene Opfer, durch geschickte Verhandlungen und Bittbriefe zu erreichen, daß ihr Sohn nicht nur die Realschule in Elbing bis zur Obersekunda, sondern nach einem mißglückten Versuch, in Heydekrug Apotheker zu werden, auch noch das Realgymnasium in Tilsit besuchen und dann zuerst in Königsberg, später in Berlin studieren konnte. Was es den Dichter an Energie, Wendigkeit, Mangel und Not bis zum Hunger bei auch wieder sonnigeren Tagen kostete, um unbeirrt seinen Weg zu verfolgen. Menschen und Leben kennenzulernen und dichterisch zu gestalten, muß man in seinem „Bilderbuch meiner Jugend“ nachlesen. Am 10. Februar 1900 schreibt er später an seine Frau von „seiner kleinen Heimatwelt“:

„Ich habe in ihr viel Trübes durchlebt, ich habe schließlich nicht mehr auf die Straße gehen mögen, um keinem Bekannten zu begegnen. Viel Trübes, Schweres, Ängstliches in meinem Wesen stammt aus den gedrückten, kümmerlichen Verhältnissen, die ich vorfand, wenn ich in meinen zwanziger Jahren daheim ein Zufluchtsstätte fand. Und Gott sei Dank, daß ich sie fand, sonst wär' es mir noch schlimmer ergangen.“

Herbst 1877 war es soweit: Die Eroberung Berlins war mißglückt und er selbst gescheitert und mittellos. „Ein Herbst der Verzagtheit, der erfrorenen Hoffnung, des Weltverlassenseins.“ Durchgefuttert konnte er im Elternhaus allenfalls werden, aber dort herrschte „hoffnungslose Trübsal“. Der Vater ging verzweifelt mit stierem Blick umher und sah sich am Bettelstab; er konnte die Gerste nicht mehr bezahlen, von der im nächsten Monat gebräut werden sollte. „Und da sitzt auch noch der Taugenichts von Sohn, der, anstatt Geld zu verdienen, die Nächte herumbummelt, wenn er nicht unnützes Zeug kauft“, fuhr er diesen einmal an. Der werdende Dichter jedoch „seufzte jämmerlich über sein Pech, das ihn nötigte, erlebnis- und anregungslos in dieser Spießherode dahinzuleben“, während draußen „die große Welt ihr Pfauenrad

Im Tal des Schweigens.

Am Morgen nach dieser Sturmnacht machten wir uns auf den Weg zur toten Düne. Ein kräftiger Wind streicht über die Nehrung und trocknet die Spuren des Regens schnell weg. An den Sträuchern hängen noch einige Regentropfen, die in der Morgensonne wie Diamanten blitzen. Wir kommen an dem großen Leuchtturm, dessen Feuer nachts bis Memel zu sehen ist, vorbei. Der Boden ist mit spärlichem Pflanzenwuchs bedeckt. Einzelne Kiefern stehen sturmgebeugt am Wege. Dann hört die Vegetation ganz auf. Vor uns Sand, Sand so weit man sieht. Wir erklimmen den Dünenhang. Der Sand ist noch feucht, so kommt man ganz gut hinauf. Oben über den Dünenrücken pfeift der Wind, trocknet den Sand und treibt ihn dann spielend vor sich her ins Gaff hinein. Jetzt kann man sich erst ein Bild davon machen, wie die Dünen ins Wandern kommen. Wir klettern auf der andern Seite die Düne wieder hinab. Nun befinden wir uns zwischen den beiden höchsten Dünen der Nehrung, im „Tal des Schweigens“. Weit und breit keine Pflanze, kein Tier. Nur Sand, Sand, Sand! Man glaubt in der ägyptischen Wüste zu sein. Ganz verloren kommt man sich vor. Wir wenden uns dem Gaff zu, denn in den Sandkessel brennt die Sonne mächtig hinein. Die Dünen fallen sehr steil zum Gaff ab. Wir müssen uns ordentlich in den Sand krallen, um nicht ins Wasser zu rutschen. Aber bald kommen wir an eine Stelle, an der die Dünen weiter vom Wasser zurücktreten. Hier ist immer eine kleine Wasserpfütze neben der anderen, und in jeder wimmelt es von winzigen Skaulquappen. Es sieht ungefähr so aus, als ob eine der ägyptischen Landplagen in Vorbereitung ist. Nach einem hübschen Weg am Gaff entlang kommen wir gegen Mittag wieder nach Nidden zurück.

Irma Taube, Utona (Elbe).

Büchereingänge

Eine herzliche Weihnachtsfreude, die wir selber in unserer Familie gehabt haben, möchte ich unseren lieben Heimatgenossen vermitteln, indem ich sie auf ein prächtiges Büchlein hinweise, das im Verlag J. Neylaender & Sohn, Tilsit, herausgekommen ist und Erich von Lojewski zum Verfasser hat: „**Im Rauschen des Memelstroms . . .**“. Es bringt uns alle die Sagen, die wir in unserer Heimat in der Schule und die ganz Alten unter uns noch in den Spinnstuben gehört haben, in prachtvoller Sprache wieder ins Gedächtnis und dazu eine große Menge von heimatlichen Volkserzählungen aus Tilsit und dem Bereich der Memel, die schon in unserer Kindheit versunken gewesen waren. Wir raten unseren Heimatgenossen dringend, sich dieses geschmackvoll ausgestattete Büchlein (Preis gebunden RM. 2,—, brosch. RM. 1,50) anzuschaffen und als Geschenk weiterzugeben.

Ein anderes sehr empfehlenswertes Heimatbuch ist im Verlage Gust. U. Siedenbiedel-Tilsit herausgekommen: „**Der Memelstrom**“, Dichtungen über den Memelstrom und dessen Gebiet, gesammelt und herausgegeben von Gust. U. Siedenbiedel. Dieses Büchlein enthält Dichtungen unserer besten Heimatdichter der gegenwärtigen Zeit: Johanna Wolff, A. R. T. Tiele, Johanna

Übersichtskarte von Nidden

gezeichnet und entworfen von:

Kapitän Ernst Otto Tiedtke

1. Topographische u. Niddens

gewählt der:

Gemeinde-Badeverwaltung

1929

Hilfsmittel zur Festlegung wichtiger Punkte

Deutsche Seekarte

- 25 Schalen.
- 26 Pflöppener-Zeiler.
- 27 Jungferweg.
- 28 Bohrberg.
- 29 Leuchtturm.
- 30 Gretchenweg.
- 31 Georgenstieg.
- 32 Parsidenersberg.
- 33 Tal des Schweigens.
- 34 Ehemal. Franzosenlager.
- 35 Badrinhalten.
- 36 Pestkirchhof.

- 1 Herrenhof.
- 2 Domeschhof.
- 3 Erbschönhof.
- 4 Holzstübenweg.
- 5 Fuchsweg.
- 6 Schlangenbühl.
- 7 Feuerschlucht.
- 8 Heckenauer.
- 9 Purwinerweg.
- 10 Sämsdinerweg.
- 11 Bieleweg.
- 12 Rettungsweg, "Lohnemann".
- 13 Mülberg.
- 14 Denkmal gefallener Krieger.
- 15 Trachtenmuseum.
- 16 Kirchhof.
- 17 Kirche.
- 18 Verblünderweg.
- 19 Gehöft des Hakenhofes.
- 20 Knecht-Kirchhof.
- 21 Spargplatz.
- 22 Schule.
- 23 Dorfstraße.
- 24 Elektrizitätswerk.
- 27 Gehöft der Leuchtthurms.
- 38 Zofenbergschänke
und Wärderei.
- 39 Hafen.
- 40 Leuchtthurm.
- 41 Johanns-Frauen-Blick.
- 42 Edl's Hütt.
- 43 Post.
- 44 Ern's Miel.
- 45 Vergelmensicht.
- 46 Friedel, Heilenshöhe.
- 47 Ortelshof.
- 48 Garmanshaus.
- 49 Lauferhank.
- 50 Jalenblick.
- 51 Schwiegermutterberg.
- 52 Buchensiel.
- 53 Radkeblock.
- 54 Nidders Seeweg.
- 55 Fischerweg.
- 56 Poststraße.
- 57 Emmerbergweg.
- 58 Baggerbahn.

1 km Maßstab

1:4000 - 1882 rev

HELMUT BERGER
Dresdener Str. 5
4590 CLOPPENBURG
Tel. 04471 / 3331



Übersichtskarte von Nidden

gezeichnet und entworfen von:

Kapitän Ernst Otto Tiedtke

z. Zeit Fischmeister in Nidden

gewidmet der

Gemeinde-Badeverwaltung

1932

Hilfsmittel zur Festlegung wichtiger Punkte

Deutsche Seekarte

Buchdrucker Kurt Seibert, Rummel.

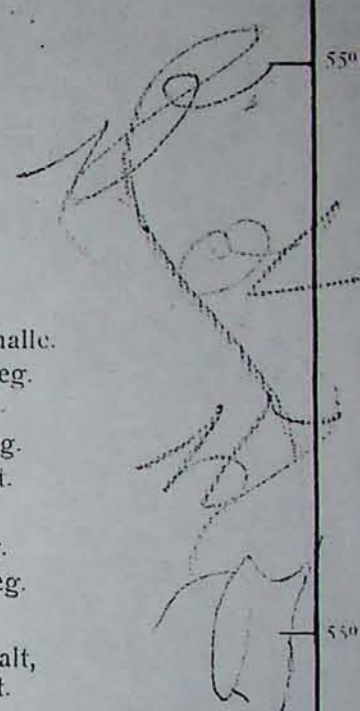
Ostsee

Safer

- 25 Schneisen.
- 26 Pillkoppener-Zollstr.
- 27 Jungfernweg.
- 28 Bohrberg.
- 29 Leuchtturm.
- 30 Gretchenweg.
- 31 Georgenssteg.
- 32 Parniddenerberg.
- 33 Tal des Schweigens.
- 34 Ehemal. Franzosenlager.
- 35 Radzinhaken.
- 36 Pestkirchhof.

- 1 Herrenbad.
- 2 Damenbad.
- 3 Erfrischungshalle.
- 4 Holzabfuhrweg.
- 5 Fuchsweg.
- 6 Schlangenberg.
- 7 Feuerschlucht.
- 8 Hexenkessel.
- 9 Purwinerweg.
- 10 Skrusdinerweg.
- 11 Badeweg.
- 12 Rettungsanstalt, Übungsmast.
- 13 Milchweg.
- 14 Denkmal gefallener Künstler.
- 15 Trachtenmuseum.
- 16 Kirchhof.
- 17 Kirche.
- 18 Verlobungsweg.
- 19 Gehöft des Dünenaufsehers.
- 20 Kuwert-Kirchhof.
- 21 Sportplatz.
- 22 Schule.
- 23 Dorfstraße.
- 24 Elektrizitätswerk.
- 37 Gehöft der Leuchtfenerwärter.
- 38 Zollabfertigungsstelle und Wartehalle.
- 39 Hafen.
- 40 Liebeshügel.
- 41 Johann Froese-Blick.
- 42 Edith's Hügel.
- 43 Post.
- 44 Erna's Pfad.
- 45 Vergißmeinnicht.
- 46 Friedel, Helenehöhe.
- 47 Ortelsruh'
- 48 Germaniahain.
- 49 Lauscherbank.
- 50 Italienblick.
- 51 Schwiegermutterberg.
- 52 Rumchensteig.
- 53 Radtkeblick.
- 54 Niddener Seeweg.
- 55 Fischerweg.
- 56 Poststraße.
- 57 Emmchengang.
- 58 Bretterbahn.

55°19' N
55°18'50"
55°17'30"



34 []

33

50 km

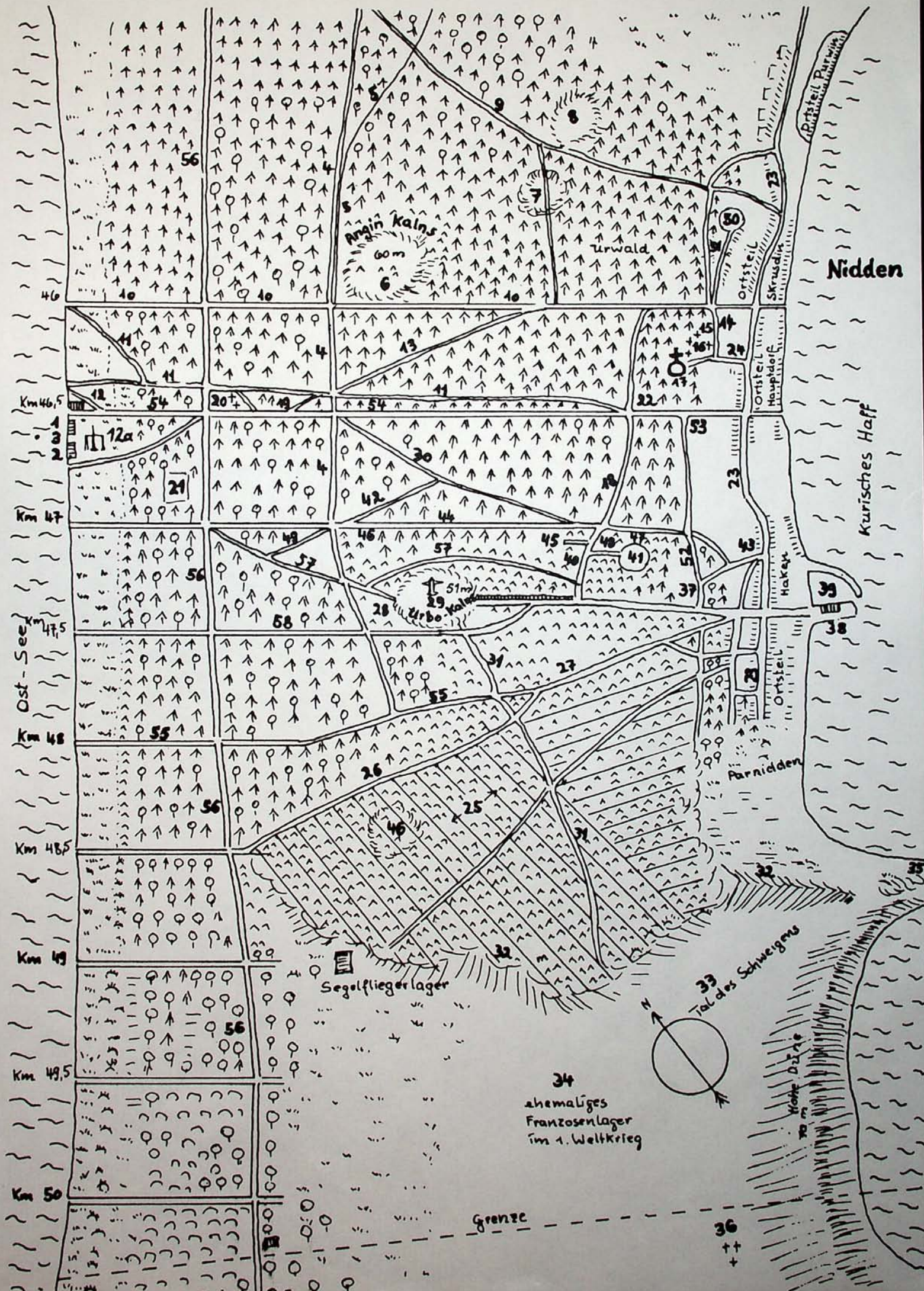
49 km

48 km

47 km

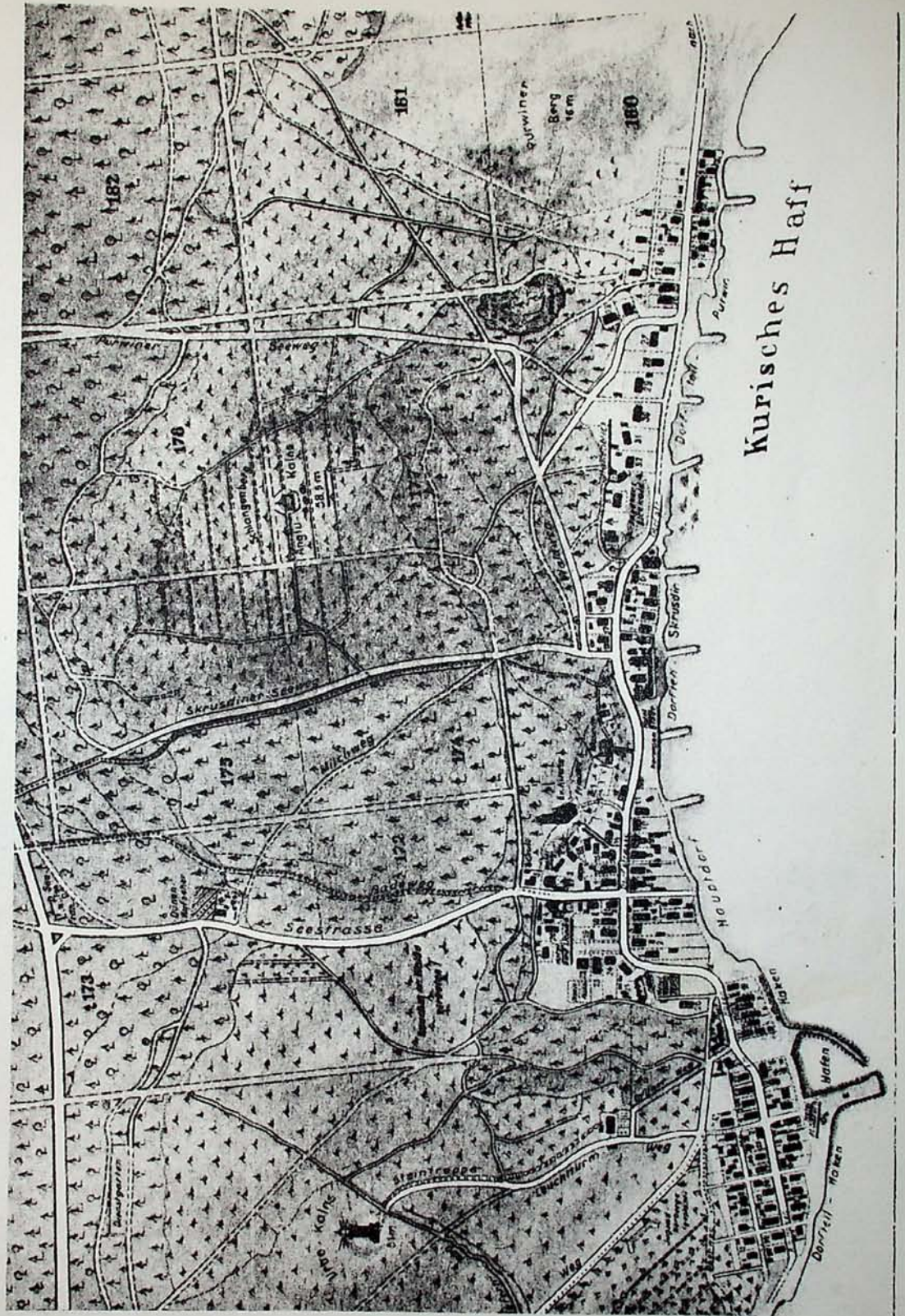
46 km

11 10 - 1009



PLAN VON NIDDEN

1. Herrenbad
2. Damenbad
3. Erfrischungshalle
4. Holzabfuhrweg
5. Fuchsweg
6. Schlangenberg (Angin Kalns)
7. Feuerschlucht
8. Hexenkessel (liepes lenķe)
9. Purwinerweg
10. Skrusdinerweg
11. Badeweg
12. Rettungsanstalt
- 12a. Übungsmast
13. Milchweg
14. Denkmal
15. Trachtenmuseum
16. Friedhof
17. Kirche
18. Verlobungsweg
19. Gehöft des Dünenmeisters
20. Grabstätte von Kuwert
21. Sportplatz
22. Schule
23. Dorfstraße
24. Elektrizitätswerk
25. Schneisen
26. Pillkoppener Zollstraße
27. Jungfernweg
28. Bohrberg
29. Leuchtturm
30. Gretchenweg
31. Georgensteg
32. Parniddnerberg
33. Tal des Schweigens
34. ehem. Franzosenlager
(aus dem I. Weltkrieg)
35. Radzinhaken
36. Pestfriedhof
37. Gehöft des Leuchtturmwärter
38. Zollabfertigungshalle
39. Hafen
40. Liebeshügel
41. Johann Foese Blick
42. Ediths Hügel
43. Post
44. Ernas Pfad
45. Vergißmeinnichtweg
46. Friedel Helenenhöhe
47. Ortelsruh
48. Germania Hain
49. Lauscherbank
50. Italienblick
51. Schwiegermutterberg
52. Rumchensteig
53. Radtkeblick
54. Niddener Seeweg
55. Fischerweg
56. Poststraße
57. Emmchengang
58. Bretterbahn



Kurisches Haff

Nidden



FRITZ KUDNIG:

Meine Geliebte, die Nehrung

Sie möchten wissen, wie ich zu meinen Nehrungsliedern kam? — Ich glaube, alles, was geschieht, ist Geschick. Wir werden vom Schicksal immer gerade dahin gestellt, wo wir etwas unserm Wesen Entsprechendes zu erfüllen haben.

Doch zur Sache: Ich hatte mit Mühe und Not — denn mit Paragraphen habe ich mein Leben lang nie viel im Sinn gehabt — im Frühjahr 1910 mein Examen als königlich-preussischer Gerichtsaktuar gemacht, da wurde ich zu dem allgewaltigen Rechnungsdirektor des Königsberger Oberlandesgerichts gerufen und gefragt, an welches Gericht ich nun wohl am liebsten möchte. Es war seit langem bekannt, daß dieser Herr fast immer genau das Gegenteil dessen tat, was man selber wünschte. Aber obwohl ich das wußte, besaß ich die Kühnheit, zu sagen: „Nach Memel. Herr Direktor!“

„Und weshalb?“, fragte er.

„Ich bin ein Naturmensch und kann ohne Wald und See nicht leben.“

Der Gestrenge lächelte, was er nur selten tat, und meinte — und ich empfand es wie vä-

terliche Güte in seinen Worten: „Nun, sterben sollen Sie mir nicht! Mal sehen. Sie dichten ja auch“. (Dichtern, Herr Setzer. Es ist KEIN Schreibfehler!) „Und da braucht man wohl sowas. Aber machen Sie mir nicht noch einmal solchen Unfug wie neulich in der Hartungschens Zeitung!“ —

In jener Zeitung hatte ich nämlich vor einiger Zeit ein paar „Gedanken“ veröffentlicht; darunter auch diesen: „Der Mann gilt mir, nicht sein Stand. Vor einem Schuhmacher, der in seinem Handwerk ein Künstler ist, habe ich mehr Achtung, als vor einem Minister, der schlechte Staatsverträge schließt.“ —

Diese Frechheit hatte mir damals — ich war ja noch in der Ausbildung als königlich-preussischer Justiz-Anwärter! — eine besorgte Vermahnung eingetragen. Nun, trotzdem: ich saß schon nach wenigen Tagen beim Amtsgericht Memel mit dem Auftrage, die dortigen Grundbücher zu berichtigen. Dafür war von oben her ein halbes Jahr vorgesehen. Doch von unten her sieht sich manches meistens anders an. Ich tat meine Pflicht, geriet jedoch nicht in Schweiß bei meiner Arbeit, so daß diese wohl mindestens doppelt so lange dauerte. In meiner Aktentasche aber stak am Nachmittag immer auch schon die Abendbrotstulle. Und mit dieser ging es täglich, so oft das Wetter es irgend zuließ, auf der nahen Fähre über das Haff zur Kurischen Nehrung hinüber.

Die Kurhäuser dort haben mich selten gesehen. Jeder laute Betrieb war mir schon damals zuwider. Lärm lenkt ab und zersplittert das Innerste. Doch Stille gibt Kraft, Schöpferkraft. Sie strömte mir nun in der großen Einsamkeit jenes wundersamen Landes — die für mich immer auch die innigste Gemeinsamkeit mit dem Göttlichen war — täglich von neuem zu. So erlebte ich in Wald und Dünen, am Haff und am Meer die tiefsten Tage meines Lebens. Einundzwanzig Jahre war ich alt. Und verliebt war ich auch. Aber „sie“ liebte mich nicht! Fast sieben Jahre trug und litt ich an dieser Liebe. Warum soll ich dies heute nicht auch öffentlich einmal beichten, nachdem ich es damals nur vor meiner guten Mutter tat, die mit mir litt?!

Diese unglückliche Liebe ist es wohl gewesen, die mich erst zum Dichter gemacht hat. Liebe, auch unglückliche, ja, gerade sie, ist immer schöpferisch. War es so verwunderlich, war es nicht vielmehr tief sinnvoll und bedeutsam, daß nun die gewaltige Gottesnatur der Nehrung meine heimliche Geliebte wurde, meine selig Geliebte?! — Aus meinem kleinen, ichbedingten Herzeleid war ein namenloses Glück, eine allumfassende Liebe geworden! Und so umfing meine junge Seele nun jeden einzelnen Baum, jedes im Winde wiegende Dünengras, jede sonnenvergoldete und mondversilberte Wolke im Himmelsblau in liebender Inbrunst. Doch oft war auch der harte Sturm mein Gefährte. Und wenn er die knorrigen Kiefern bog und zerzauste, wenn das aufgewühlte Meer in rauschender Brandung den Strand berannte und an der grünsilbernen Vordüne nagte und zerrte und sie mit

1909 nach Nidden

Aus einer bisher noch unveröffentlichten Selbstbiographie von Max Pechstein entnehmen wir die schon in die Kunstgeschichte eingegangene erste Fahrt des bekannten Malers nach Nidden.

„Meine Wahl fiel auf Nidden an der Kurischen Nehrung. Wie ich in diese Gegend gelangen würde, wußte in Berlin niemand mir verlässlich zu sagen. Auch in Königsberg, wohin ich zunächst fuhr, riet man mir vorerst, es einmal von Tilsit aus zu versuchen. 1909 gab es noch nicht den Dampferverkehr von Cranz bis Memel. Das war mir nur recht. So lernte ich vorher noch die Memelniederung kennen. In Tilsit selbst wurde mir gesagt, daß der einzige alte Raddampfer „Kondor“ zwar wöchentlich einmal im Kurischen Haff hinauf- und hinabfuhr, daß er auch Passagiere zum Aus- und Einbooten mitnehme, ich aber zu spät gekommen sei. Indes ich könne ja sehen von Heydekrug aus nach der Nehrung zu gelangen. Dort sei Wochenmarkt, die Fischer von Nidden kämen herüber, um ihren Bedarf einzukaufen. Also fuhr ich nach Heydekrug, wartete da und füllte die Zeit mit Erkundungsgängen in der Umgebung aus. Zum Markttag erwischte ich auch einen kurischen Keitelkahn, dessen Fischer bereit war mich zu befördern. Er hatte wohl für das halbe Fischerdorf eingekauft, die Ferkel quiekten, die Hühner gackerten, in ihren Verschlagen sicher verwahrt und festgezurrert an Deck. Auch eine junge Sterkelugte, auf der windigen Überfahrt etwas ängstlich ob des wacklichen Bodens, den sie unter den Hufen verspürte. Mir selbst war so hoffnungsfroh wie einem Entdecker, der nach Neu-land unterwegs ist.

Und ich fand es auch. Eine wundervolle Landschaft mit ihrem harten Menschenschlag, dem der Fischerberuf einen eignen Typ gegeben hatte. Nach längerem Hin und Her erhielt ich Unterkunft bei Martin Sakuth, einem Hünen von einem Menschen mit einem ebenso großen, offenen Herzen. Eine kleine leere Fischerhütte am Haff, die ihm gehörte, räumte er mir ein. Darin konnte ich allein, ungestört von andern Menschen, hausen und arbeiten. So tastete ich mich allmählich in vielen Skizzen an die Natur, die gewaltigen Wanderdünen, an das Haff heran und so erlebte ich zum ersten Male den mich berausenden ewigen Rhythmus des Meeres.

Ich wurde vertraut mit allen Einheimischen, und sie erschlossen sich mir. Wie sie lebte ich in der Hauptsache von der Ernte des Fischers im Wasser, vom Fisch in jeglicher Form und in jeder Art hergerichtet. Vom ersten bis zum letzten Tag drückte mich kein Schuhwerk, barfuß schritt ich einher, ohne mir etwas Besonderes zu denken. Bis in den tiefen Herbst blieb ich da, und es erfüllte mich mit Wonnen der Besitzerfreude, wenn ich durch morgendlichen Tau vor Aufstieg des Sonnenballes zur Arbeit ging . . .

Ich zeichnete und malte die Dünen, das Meer, die Wellenlinien, die Wogenkämme, den schäumenden Gischt, die rudernden, gegen die Elemente ankämpfenden, über den Strand trottsenden, Netze flickenden oder im Rettungsboot dahinjagenden Fischer und ihre Frauen und Mädchen beim Bad auf überflutetem Küstensand. Die ruhenden Kähne mit ihren steilen Masten, Wolken und Sturm. Ich konnte nichts voneinander trennen, meine Kunst und die Arbeit als Fischerknecht und die damit verbundenen Freuden . . .“

Niddens Geschichte in Zahlen

Henry Fuchs hat mit seiner Ortschronik für alle geschichtlich interessierten Heimatfreunde eine verdienstvolle Arbeit geleistet. Die Bedeutung der lehrreichen Zusammenstellung leidet keinen Abbruch, auch wenn einzelne Angaben an Hand der Geschichte überprüft und richtig gestellt werden müssen. Dazu folgende Hinweise:

1225: Hier wird die erste urkundliche Erwähnung der Bezeichnung „Nehrung“ mit dem ersten Aufstand der Samen in Verbindung gebracht. Bekanntlich erfolgte aber die Unterwerfung des Samlandes und die Gründung Königsbergs durch den Kreuzzug Ottokars von Böhmen erst etwa 30 Jahre später, nämlich 1254. 1228 gelangte die Streitmacht des Ordens bis an die Weichsel.

1808: Hier müßte es richtig heißen: Die Königin Luise fährt auf der Rückfahrt von Memel, wohin sie auf Einladung der Stadt zusammen mit ihrem Gemahl von Königsberg aus besuchsweise für eine Woche gereist war, durch Nidden. Siehe hierzu den historischen Stich: Abfahrt des Königspaares von Memel im September 1808!

1834: Nachdem 1833 die neu erbaute Steinstraße Königsberg-Tilsit-Tauroggen-Petersburg (nicht Tilsit-Memel, wie irrtümlich in der Aufstellung vermerkt!) als neue Postroute in Betrieb genommen war, hatte die bisher so wichtige Nehrungsstraße nur noch örtliche Bedeutung. Dennoch verblieb die Nehrung nicht ganz ohne Postverbindung. Noch mehrere Jahrzehnte nach 1833 verkehrte, vor allem in den Wintermonaten, eine Reitpost und außerdem noch eine „Karriolpost“ von Königsberg bis Memel. (Siehe hierzu das Farbbild „Karriolpost auf der Nehrung“ im Memelland-Kalender 1964.) Schließlich übernahmen die zwischen Cranzbeek und Memel verkehrenden Haßdampfer, allerdings mit Ausnahme der Wintermonate, in denen das vereiste Haß einen Schiffsverkehr nicht zuließ, die Post- und Personenbeförderung für die Nehrungsortschaften. **Max Szameitat**



Gott gab unseren Eltern, **Martin Bliesz** und **Marie Bliesz**, geb. Proplesch, früher Wallehnen, Kr. Memel, jetziger Wohnort



3961 So. Campbell Ave. Chicago, Ill, 60632, U.S.A. die Gnade, daß sie am 24. Februar 1974 ihre Goldene Hochzeit im Kreise ihrer hier lebenden Kinder mit Familien, sowie mit ihren Gebetsgeschwi-

stern, die fast alle aus dem Memelland stammen, begehen konnten.

Heinrich Jaudzims aus Bommelsvitte zum 80. Geburtstag am 6. Oktober. Der Jubilar, ein echter memelländischer Fischer, wurde durch den Krieg von seiner Familie getrennt. Nach gelungener Flucht begann er in Niendorf an der Ostsee wieder mit der Fischerei. Nach einem Unfall auf See zog er nach Kiel, wohin inzwischen auch seine Familie aus der Sowjetzone gekommen war. Seit 1973 wohnt das Ehepaar in 5672 Leichlingen, Neustr. 16, in der Nähe der Tochter Hildegard Göbel, die die Eltern liebevoll betreut. Der Sohn Gerhard nebst Familie wohnt in West-Berlin. Die fünf Enkelkinder sind die große Freude des Ehepaares Jaudzims. Übrigens konnte Ehefrau Johanna, geb. Pannars, ebenfalls im Oktober ihren Geburtstag feiern; sie wurde am 16. 76 Jahre alt. Zusammen mit den Freunden aus Kiel wünscht das MD nachträglich einen guten, gesunden Lebensabend und Gottes reichen Segen für das neue Lebensjahr.



Heinrich Gallus aus Karkelbeck, jetzt in 76 Offenburg, Pestalozziweg 5, zum 85. Geburtstag am 10. November. Der Jubilar stammt aus Grünheide bei Wilkieten. Vor dem ersten Weltkrieg besuchte er die Berliner Missionsschule, um als Missionar nach Afrika zu

gehen. Als nach dem Kriege die deutschen Kolonien verloren gingen, kehrte er in die Heimat zurück und heiratete nach Karkelbeck ein, wo er sich auf einem großen, schuldenfreien Hof der Landwirtschaft widmete. Im Volkstumskampf der Memelländer setzte er sich für den Bau von Kindergärten ein, in denen die Kinder an den Gebrauch der deutschen Sprache gewöhnt werden sollten. Der Karkelbecker Posaunenchor wurde von ihm gegründet und dirigiert. 22 Jahre lang war er Standesbeamter seines Heimatortes, 18 Jahre Schöffe beim Memeler Amtsgericht. Seine Ehefrau und sein jüngster Sohn wurden von den Russen nach Sibirien verschleppt und durften erst 1958 ausreisen. Nur drei Jahre hatten die Eheleute das Glück des Wiedersehens. Dann starb Anna Gailus, geb. Kurschus. Der Sohn ist jetzt Leiter des Jugendamtes in Weilheim; er ist mit einer Ärztin verheiratet und hat zwei Kinder. Eine Tochter ist in Straßburg verheiratet. Ihre Kinder sind Ärzte und Dozenten an den Universitäten Straßburg und Tübingen. Sohn Heinz fiel kurz nach seinem Abitur 1943 in Rußland. Wir wünschen dem Jubilar, daß er noch recht lange so aufrecht und gesund unter den Seinen weilen darf.

Hellmut Sonntag aus Memel, Ferdinandstr. 20, zum 75. Geburtstag am 14. Oktober. Leider hat man vergessen, uns seine jetzige Adresse mitzuteilen. Mit uns gratuliert Frau W. Rattaig aus 344 Eschwege, Schlesierstr. 13, dem Jubilar zu seinem Ehrentage. Mögen ihm noch viele Jahre in körperlicher und geistiger Frische beschieden sein!

unserem treuen Leser Franz Veldt zum 71. Geburtstag am 13. Oktober noch nachträglich sehr herzlich. Er ist ein gebürtiger Schmelzer, der in der Haßstraße 24 gegenüber der Strommeisterei wohnte und sich noch der alten Zeiten erinnert, als Memels



südlicher Vorort ein eigenes Dorf, nämlich die Königliche Schmelz, war. Gern gedenkt er auch seines Lehrers Schützler, der einen wunderbaren weißen Bart hatte und auf den Jungen einen tiefen Eindruck ausübte. Heute wohnt unser Landsmann in 24 Lübeck, Fischergrube 38/6, wohin unsere besten Glück- und Segenswünsche gehen.

„Baltische Briefe“ grüßen Memelländer

Wolf J. von Kleist, Herausgeber und Chefredakteur der „Baltischen Briefe“, hat in den letzten Monaten mehrfach das Baltikum besucht und war im August nunmehr auch in Wilna. An einem Bücherstand fand er Broschüren und Farbbilder von Memel, Polangen und der Kurischen Nehrung. Er dachte – was wir ihm hoch anrechnen – an das „Memeler Dampfboot“ und die memelländischen Nachbarn und brachte uns diese Publikationen mit. Er verbindet diese Aufmerksamkeit mit einem freundlichen Gruß der Baltischen Briefe an die Memelländer.

Nachdem es immer unser Bestreben war, unsere Leser nicht nur von einer schönen Vergangenheit in einer von Sehnsucht verklärten Heimat träumen zu lassen, sondern sie ständig mit dem sich verändernden Bild des Memellandes unter dem Sowjetstern zu konfrontieren, helfen die Mitbringsel aus Wilna mit, unsere Kenntnisse von der uns unzugänglichen Heimat zu vertiefen.

Als Posten am Teehaus in Sanssouci

1916 befand ich mich als Ersatz-Reservist bei der Genesendenkompanie in Gera und war beim Fürsten zu Reuß (jüngere Linie) als Schloßwache eingeteilt. Gerade von 11 Uhr abends bis Mitternacht mußte ich die Wolfsbrücke bewachen. Es war Kriegszeit, und wir hatten auf Posten scharf geladen und das Bajonett aufgefplant.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein leises, kaum wahrnehmbares Knacken. Herumfahren und in Anschlag gehen – das war bei mir eins. Eine dunkle Gestalt hinter mir schreckte zurück und rief: „Der Fürst!“ Tatsächlich war es Fürst Heinrich IV., der die Posten kontrollieren wollte. Ich riß das Gewehr zurück und präsentierte. Auf der Wache erstattete ich Meldung: „Fürst ist passiert!“

Am anderen Morgen stand ein Kasten Bier für die Wache da, den der Ersatzreservist verdient hatte. Ich erhielt drei Tage Sonderurlaub, das Coburger Verdienstkreuz und einen Vermerk im Sold-